This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Educ
95
5

Educ 95.5

HARVARD UNIVERSITY

LIBRARY OF THE

Department of Education

TRANSFERRED
TO
HARVARD COLLEGE
LIBRARY

Sammlung

der

bedeutendsten pädagogischen Schriften

aus alter und neuer Zeit.

Mit Biographieen, Erläuterungen und erklärenden Anmerkungen

herausgegeben

von

Dr. J. Gansen,
Regierungs- u. Schul-Rat in Aachen.

Dr. A. Keller,
Stadtpfarrer u. Geistl. Rat zu Wiesbaden.

Dr. Bernh. Schulz,
Geh. Regierungs- u. Schul-Rat in Münster.

17. Band:

Montaigne, Über die Erziehung der Kinder.

Herausgegeben von

Dr. Ludwig Wattendorff.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1894.
Zweigniederlassungen in Münster, Osnabrück u. Mainz.

Montaigne,

Über die Erziehung der Kinder

nebst verwandten Stellen aus seinen Essais.

Aus dem französischen Text von 1595 übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen

von

Dr. Ludwig Wattendorff.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1894.
Zweigniederlassungen in Münster, Osnabrück und Mainz.

Educ 95.5
✓

17 Feb. 1904
Harvard University,
Dept. of Education Library.
TRANSFERRED TO
HARVARD COLLEGE LIBRARY
1930

Montaigne,

ſein Leben und ſeine Schrift:

„Über die Erziehung der Kinder“

nebſt verwandten Stellen.

Einleitung.

I.

Montaignes Familie; sein Leben.

Im Laufe des XV. Jahrh. begegnen wir in der Stadt Bordeaux und ihrer Umgegend einer weitverbreiteten Familie, Namens Eyquem, die möglicherweise niederländischen oder englischen Ursprungs war.[1] Ein Zweig derselben gelangte durch kaufmännische Thätigkeit, die vom Glück begünstigt wurde, zu bedeutendem Reichtum. Ramon Eyquem, der Urgroßvater unseres Philosophen, konnte mit seinem teilweise erworbenen, teilweise ererbten Besitz das Schloß Montaigne in dem heutigen Departement der Dordogne mit dem zugehörigen Grundbesitz erwerben. Dadurch wurde derselbe und nach seinem bald darauf erfolgenden Tode sein Sohn Grimon Vasall der Erzbischöfe von Bordeaux[2] und als Seigneur[3] de Montaigne in den Adelsstand erhoben. Letzterer nannte sich also Grimon Eyquem, Seigneur de Montaigne. Diese Erwerbung geschah am 10. Oktober 1497.

---

[1] Der Name hieße niederdeutsch Eickem oder Eckem. Ein solcher kommt besonders in Flandern häufig vor. Ins Hochdeutsche übertragen würde er „Eichheim" lauten. Vergl. »Recherches sur Montaigne. Par le Dr. J. F. Payen« (Paris 1856) S. 11. — Nach Malvezin »Michel de Montaigne. Son origine, sa famille« ist ein solcher Ursprung jedoch ganz ausgeschlossen.

[2] Montaigne war ein Lehen der Baronie Montravel, die von dem Erzbischofe Arnold (1300) erworben und für immer dem erzbischöflichen Stuhle von Bordeaux geschenkt worden war. Vergl. Malvezin a. a. O. S. 41.

[3] Das Wort kann etwa durch „Rittergutsbesitzer" verdeutscht werden. Der Titel entspricht dem einfachen deutschen Adel, oder dem österreichischen „Ritter".

Zu dem neuerworbenen Gute kamen später noch andere hinzu. Dem Gute aber, von welchem die Eyquems ihren Adel ableiteten, wandten sie ihre besondere Sorgfalt zu, und sowohl Montaignes Großvater und Vater,[1] wie er selbst ließen sich die Hebung und Abrundung des Besitzes beträchtliche Summen kosten. Bei Montaignes Tode machte es zwei Drittel seiner auf den Wert von 90 000 Frks. geschätzten Hinterlassenschaft aus, d. h. es galt 60 000 Frks. Im Anfange unseres Jahrhunderts wurde es, da es aus dem Besitze der Familie kam, zu 120 000 Frks. versteigert, wurde dreißig Jahre später zu 224 000 Frks. abgeschätzt, und hat jetzt einen Wert von 500- bis 600 000 Frks.

Ihr bedeutender Besitz und die angesehene Lebensstellung verschafften den Eyquems auch hervorragende öffentliche Ämter. Peter Eyquem, der Sohn Grimons und Vater des Montaigne, der dem Namen Weltberühmtheit verschafft hat, durchlief die ganze Stufenfolge der verschiedenen städtischen Ehrenämter, bis er vom Jahre 1553 bis 1556 die Würde eines Oberbürgermeisters[2] der Stadt Bordeaux bekleidete.[3] Er war im übrigen ein Mann, den auch seine geistigen Fähigkeiten zu einem solchen Posten beriefen. Außer seinem heimischen Gascognisch verstand er das Französische, Italienische und Spanische, und war in den klassischen Sprachen so bewandert, daß er sich sogar in lateinischen Versen erging.[4] Während eines Aufenthaltes in Italien, den die kriegerischen Wirren der zwanziger Jahre des XVI. Jahrhundert veranlaßten, wurde seine Begeisterung für das klassische Altertum durch den Verkehr mit gelehrten Humanisten

[1] Dieser baute das Schloß (um 1554) ganz neu und setzte es in guten Verteidigungszustand. Von 1528 bis 1559 machte er etwa 250 Ankäufe, meist von Liegenschaften.

[2] So ist das Wort maire wohl am besten zu übersetzen, da es auch einen sous-maire gab.

[3] Die Familie der Mutter Montaignes, einer geb. Antoinette de Louppes (Lopès) war höchst wahrscheinlich spanisch-jüdischen Ursprungs. Ob sie der Reformation zugethan war, ist nicht ausgemacht. Ein Bruder und zwei Schwestern Montaignes waren protestantisch. Vergl. Malvezin S. 99 u. ff.

[4] Vergl. Payen S. 46; obgleich sein Sohn in dem 12. Kapitel des 2. Buches (Ausgabe der Essais von Charles Louandre, Bd. II, S. 225) versichert: »car il n'avait aucune cognoissance des lettres non plus que ses predecesseurs.«

noch gehoben, und es mag die Wurzel der seltsamen Erziehungsmethode, welche er bei seinen Kindern zur Anwendung brachte, in den Gesprächen mit seinen römischen Freunden zu suchen sein. Wenn Montaigne von seinem Vater spricht, so nennt er ihn stets mit hoher Achtung. Er war ein Mann von strenger Rechtlichkeit, der großen Wert darauf legte, auch in seinem äußeren Auftreten und in seiner Kleidung seine Ehre und Würde kund zu geben. Seinem Worte war unbedingter Glaube zu schenken; in seinen religiösen Ansichten soll er nach den Worten seines Sohnes Michael, eben unseres Philosophen, der darin jedoch kein unverfänglicher Zeuge ist, zum Aberglauben geneigt haben. In der Erziehung, die er seinen Kindern zu teil werden ließ, tritt besonders die praktische Seite scharf hervor. Er will ihnen einen kräftigen, abgehärteten Körper geben und bringt sie daher schon in frühester Jugend bei armen Leuten unter.[1] Bei ihnen wachsen sie auf und leben wie alle ihre Altersgenossen, damit Überhebung und Einbildung ihnen fern bleibe — ein hoch anzuschlagender Zug bei einem Manne, dessen nächste Vorfahren erst adelig geworden waren. Bei ihrer späteren Ausbildung sollte jeder Zwang und jede Härte ausgeschlossen sein, und der Geist durch Freiheit und Milde seinen Zielen zugeführt werden. Der Verfasser unseres Buches giebt uns über dies und über die Art und Weise, wie man bei ihm verfuhr, in seiner liebenswürdig geschwätzigen Weise eingehend Auskunft. Durch die Klänge einer angenehmen Musik wurde er morgens aus dem Schlummer geweckt. Der lateinischen Sprache wurde er eher mächtig, wie seiner Muttersprache, und zwar ohne daß es Thränen und Rutenhiebe absetzte. Sein Vater gewann für ihn nämlich einen deutschen Hauslehrer, der die lateinische Sprache mit vollendeter Geläufigkeit handhabte. Dieser bediente sich dem Knaben gegenüber ausschließlich des Lateinischen, und auch alle Hausgenossen hatten soviel von der lateinischen Sprache gelernt, daß sie in ihren beschränkten Beziehungen zu dem Kleinen sich auszudrücken vermochten. Das Erlernen des Griechischen durch leichte Übungen ging nebenher. Im 6. Jahre sprach also der junge Michael nicht etwa Französisch, sondern Lateinisch. Zu dieser Zeit —

[1] Michael in dem Dörfchen Papessus im Norden des Schlosses.

im Jahre 1539, da Montaigne am letzten Februar des Jahres 1533 geboren ist — kommt er auf das Guyenner[1] Gymnasium zu Bordeaux und lernt hier am eigenen Fleische die Mängel und Gebrechen der Erziehungsweise kennen, gegen die er später die Pfeile einer bitteren, aber durchweg wohlberechtigten Satire richten sollte. Im übrigen hatte er neben anderen hier Männer als Lehrer, zu denen das XVI. Jahrhundert mit großer Bewunderung emporsah, einen Grouchy, Guerente, Muret und Buchanan. In dem jugendlichen Alter von dreizehn Jahren hat er seine Gymnasialstudien vollendet und widmet sich nun, wahrscheinlich auf der Hochschule zu Toulouse,[2] dem Studium der Rechte.

Über den nächstfolgenden Jahren schwebt noch ein tiefes Dunkel, das zu lichten kaum gelingen wird. Es waren Jahre, da Montaigne seine Ausbildung vollendete und der Mann zu werden begann, als welcher er später vor uns tritt. Im Jahre 1556 wurde er zunächst Rat an der Cour des Aides von Perigueux, einem Gerichtshof für Steuersachen, welcher bald darauf mit dem Parlament[3] von Bordeaux verschmolzen wurde, an welchem wir Michael von Montaigne als Rat wiederfinden.[4] Hier wurde er der vertraute Freund eines Amtsgenossen, Etienne de la Boëtie, den er, wie er uns selbst mitteilt, einst in einer festlichen Gesellschaft zuerst kennen gelernt hatte.

---

[1] Bordeaux ist die Hauptstadt von Guyenne. Das Schloß Montaigne liegt hart an der Grenze von Guyenne und Perigord, doch schon in letzterer Provinz. Daher spricht Montaigne auch von seinem »dialecte périgourdin«.

[2] Zunächst von Grün »Vie publique de Montaigne« wahrscheinlich gemacht. Weitere Andeutungen dafür bei Malvezin S. 168 u. ff.

[3] Die Parlamente waren Gerichtshöfe, welche Streitsachen von Bedeutung als einzige Instanz entschieden und in Sachen der sogenannten niederen Gerichtsbarkeit die zweite und letzte Instanz bildeten. Dadurch, daß eine königliche Verordnung erst durch ihre Eintragung in die Parlamentsregister die Gültigkeit eines Gesetzes erlangte, hatten sie auch politische Bedeutung. — Der Name Cour des Aides rührt von »Aides« in seiner Bedeutung als „Steuern auf Naturalien" her.

[4] Die Verschmelzung geschah 1557, doch übten die Räte ihr neues Amt in der Rechtspflege erst von 1561 an aus. — Über Montaigne als Rat am Parlamente und über die Thätigkeit dieses Gerichtshofes vergleiche man Alphonse Grün: »Montaigne magistrat« (Paris 1854). — Die Angaben Grüns, soweit sie nicht urkundlich belegt sind, sind mit Vorsicht aufzunehmen.

Sechs Jahre lang lebt er in täglichem vertraulichen Verkehr mit diesem jungen Manne, der etwa drei Jahre älter war als er selbst, und der die Begeisterung der Renaissance für das klassische Altertum schon durch mehrere Schriften bethätigt hatte. In diesem Verkehr war übrigens Montaigne der Empfangende und Boëtie der Mitteilende, wie das klar aus den Stellen hervorgeht, in denen er seiner in Dankbarkeit gedenkt. Dafür hat Montaigne aber seinen Namen der Nachwelt überliefert, nicht allein dadurch, daß er ihn mit der höchsten Achtung und Liebe, mit der sich eine still verhaltene Trauer verbindet, nennt, sondern auch dadurch, daß er für eine Herausgabe seines »Discours de la Servitude volontaire« Sorge trug. Er wurde im Jahre 1578 auch in den »Mémoires de l'État de France« von Goulard veröffentlicht.

Villemain kommt diese Schrift, die La Boëtie im Alter von achtzehn Jahren schrieb, vor wie ein antikes Manuskript, das in den Ruinen Roms unter dem zertrümmerten Standbild des jüngsten der Gracchen hätte gefunden werden können. Das ist richtig, wenn wir der Schrift eine politische Bedeutung beilegen; denn dann ist sie der kraftvolle Ausdruck freiheitsliebenden Sinnes, der tief darüber erbittert ist, daß die Menschheit sich willenlos von dem „Tyrannen" die Hände binden und geißeln läßt.[1] Daher begreift man es, daß die Revolutionszeit sie in solchem Sinne auffaßte und sich zu nutze machte. Möglicherweise ist sie jedoch ohne politische Bedeutung und einzig der Ausfluß der Beschäftigung des jungen Mannes mit dem klassischen Altertum. Ganze Sätze sind Reden entlehnt, welche uns von den römischen Geschichtsschreibern überliefert worden sind. Das war auch die Meinung Montaignes, der sagt, es sei für seinen Freund nur ein Gegenstand gewesen, an dem er sich geschult habe. Wir könnten es alsdann vergleichen mit den Arbeiten, welche die Schüler der Rhetorenschulen im kaiserlichen Rom anfertigten, und in denen sie gegen die Tyrannei und alle ihre Ausflüsse donnerten. Die Form, in der sie ab-

[1] Nach Ansicht von Léon Feugère »Caractères et Portraits littéraires du XVIième siècle« Bd. I S. 13 u. ff. ist sie (trotz Montaignes Versicherung) veranlaßt worden durch das Blutbad, das der Connetable von Montmorency in Bordeaux anrichtete, als er den durch die Erhöhung der Steuern veranlaßten Aufstand niederwarf (1548).

gefaßt ist, wird der Schrift in der Geschichte der französischen Sprache für immer eine Stelle sichern.

In denselben Jahren, da er mit La Boëtie in vertrautem Verkehr stand, finden wir ihn verschiedentlich mit Sendungen betraut, über deren Zweck wir freilich nichts Näheres wissen. Nachdem er schon im Jahre 1559 am Hofe Franz II. in Bar le Duc gewesen ist, weilt er im Juni des Jahres 1562 in Paris und nimmt dort an einer Sitzung des Parlaments mit beratender Stimme teil. Im November desselben Jahres ist er mit dem Hofe Karls IX. in Rouen und nimmt an den Festlichkeiten teil, welche dessen Großjährigkeitserklärung begleiteten. Dann finden wir ihn bei der Belagerung von La Fère.

Im Jahre 1566 vermählt er sich mit Françoise de la Chassaigne, also etwas vor dem Alter von 35 Jahren, das er selbst nach Aristoteles als die zur Verheiratung passendste Zeit empfiehlt. Sie war die Tochter eines Rates am Parlament zu Bordeaux. Nach den Äußerungen, die er gelegentlich über seine Ehe thut, scheint dieselbe eine ruhige und friedliche gewesen zu sein. Die Kinder, welche aus derselben hervorgingen, starben alle in jugendlichem Alter, mit Ausnahme einer Tochter Eleonore, die sich zweimal vermählte. Sie wurde in erste Ehe die Gattin eines Herrn von Latour und in zweiter Ehe die Gemahlin des Vicomte von Gamaches.

Vom Jahre 1568 an läßt die Familie den Namen Eyquem gänzlich fallen und nennt sich nur mehr von Montaigne.[1] In einigen offiziellen Aktenstücken ist er sogar ausradiert worden. Wahrscheinlich geschah das, damit sich die Familie von den übrigen Trägern des Namens Eyquem schiede, die dem Kleinbürgerstande angehörten.

Nachdem Montaignes Vater im Jahre 1568 das Zeitliche gesegnet hatte, und sein ältester überlebender Sohn Michael[2]

---

[1] In Südfrankreich sprach man den Namen, als würde er nicht mit ai, sondern nur mit a geschrieben, während die Pariser Schreibweise „Montègne" beweist, daß man dort den Namen dieser Schreibweise entsprechend aussprach. — Heute herrscht gleichfalls die Aussprache „Montagne" vor.

[2] Zwei ältere Kinder waren vorher gestorben. Es blieben bei dem Tode des Vaters noch 5 Söhne und 3 Töchter übrig, die alle zu ihrem

dadurch Besitzer des Hauptgutes der Familie geworden war, zog er sich, im Besitz eines Einkommens von 6000 Frks., im Jahre 1570[1] ganz von den Geschäften zurück. Das öffentliche Leben, das ihm seine Amtsthätigkeit sowohl wie ein wiederholter Aufenthalt bei Hofe, wo er in hoher Gunst stand, zur Pflicht gemacht hatte, war ihm verleidet. Er sehnte sich, wie eine Inschrift beweist, die er in seinem Schlosse anbringen ließ, nach einem zurückgezogenen Leben, das er ganz dem Studium und litterarischen Beschäftigungen widmen wollte. Der Bürgerkrieg, der damals Frankreich zerfleischte und der im nächstfolgenden Jahre schon zu der blutigen Bartholomäusnacht führen sollte, war gar nicht nach seinem Sinne, der so sehr zur Mäßigung neigte. Er hat zwar, wie aus mehreren Stellen seiner Schriften hervorgeht, die Waffen im Dienste der Sache des Königs getragen, aber ohne daß das Herz warm dabei beteiligt gewesen wäre. Zum Höfling war er aber noch weit weniger geboren als zum Kriegsmanne, denn er wollte die Freiheit in seinem Willen und in seinen Worten nicht preisgeben.

Zum Schriftsteller befähigte ihn manches. Er sagt zwar, sein Gedächtnis sei schlecht. Wer aber seine Schriften liest, die mit tausenden von Geschichten und kleinen Zügen aus Schriften des Altertums angefüllt sind, der wird ihm widersprechen müssen.[2] Seine Phantasie war lebhaft und beweglich, und seine Beobachtungsgabe von vollendeter Feinheit. Seinen Stil hatte er bei den Alten geschult, und wenn er auch ihren Periodenbau zu sehr nachahmt, als daß man ihn mit seinem Zeitgenossen Amyot, dem musterhaften Übersetzer Plutarchs, auf gleiche Stufe stellen könnte, so hat er sich doch eine unnachahmliche Lebhaftigkeit und eine Freiheit in Ausdruck und Satzbau gewahrt, wie man sie in der modernen französischen Prosa vergebens suchen würde.[3] Einen besonderen Reiz verleiht

Stande entsprechenden Lebensstellungen oder Besitz gelangten. Vergl. Payen »Recherches« S. 49; desgl. Malvezin »Michel de Montaigne« S. 133.

[1] 23. Juli 1570. Zum erstenmal genau bei Malvezin S. 175.

[2] Die Züge, welche Payen in seinen oben genannten »Recherches ...« S. 14 angiebt, um sein schlechtes Gedächtnis zu erweisen, zeugen mehr von Vergeßlichkeit. Das ist doch ein Unterschied.

[3] Vergl. Ste Beuve »Causeries du Lundi« Bd. IV S. 95.

demſelben der kindlich naive Plauderton, der alles, auch das Alltäglichſte, ſagen kann, ohne je trivial zu werden; er ſagt es eben auf eine ganz beſondere und ſo charakteriſtiſche Weiſe, daß der Staub der Alltäglichkeit weggeweht iſt, und es im Glanze einer ganz neuen Entdeckung prangt. Und bei allem bleibt er ernſt, ſelbſt wenn wir prüfend zu ihm aufſehen und meinen, es müſſe das Lächeln des Schelms über ſeine Lippen gleiten, der ſich daran weidet, den Glauben an ſeine Naivetät erweckt zu haben.

Die erſten Sporen als Schriftſteller hatte Montaigne ſich ſchon verdient, als er ſich in ſeine Einſamkeit zurückzog. Davon, daß er eine Schrift ſeines Freundes La Boëtie herausgegeben hatte, iſt ſchon früher die Rede geweſen. Sie erſchien im Jahre 1571, ein Jahr nachdem er auf ſeine öffentlichen Ämter Verzicht geleiſtet hatte. Etliche Jahre zuvor hatte er aber ſchon auf den Wunſch ſeines Vaters die „Natürliche Theologie" des Raimund von Sebonde[1] überſetzt. Da dieſe Schrift für ſeine Stellung in religiöſer Hinſicht charakteriſtiſch iſt, ſo ſei mir geſtattet, hier in Kürze auf dieſelbe einzugehen. Er iſt nämlich nicht einfacher Überſetzer dieſer Schrift,[2] ſondern er hat ihre Grundgedanken und die Angriffe, welche ſie erfahren, viel überdacht und iſt ſchließlich zu einem Standpunkt gelangt, welcher von dem ihres Urhebers merklich abweicht, ſo ſehr er ſich auch einredet, er teile denſelben.[3]

In der »Theologia naturalis« behauptet der Verfaſſer, der Menſch könne durch vernünftige Überlegung zur Kenntnis Gottes gelangen, und die Vernunft erweiſe den Glauben. An

[1] Payen ſchreibt Remon Sebon. Vergl. »Un Mot de Réponse au très érudit M. Gustave Brunet, de Bordeaux, au sujet de son article Sur Remon Sebon«, in den »Recherches sur Montaigne« (1856). — Welch ein Wirrwarr in den Ausgaben und Überſetzungen herrſcht, davon giebt jene »Réponse« ein Bild. Payen nennt denſelben einen »océan de fantaisies dans lequel on court risque de faire naufrage«.

[2] Die Überſetzung erſchien zuerſt 1569. Montaigne beklagt ſich „über die zahlloſen Fehler, welche der Verleger, der die Herausgabe allein beſorgte, darin ſtehen ließ". 1581 erſchien die zweite Auflage, und dann wurde ſie oftmals und in verſchiedenen Städten neu aufgelegt.

[3] Vergl. beſonders die »Apologie de Raimond Sebond« 12. Kapitel des 2. Buches des Eſſais. »Louandre« 2. Bd. S. 254 u. ff. — Eine geiſtvolle Beurteilung dieſes Kapitels giebt St. Beuve »Port Royal« II. Bd. S. 429 u. ff.

der Hand des Thomas von Aquin sucht er die Geheimnisse des christlichen Glaubens zu erklären und seinen Lesern zum Verständnis zu bringen. So geht er auf das Geheimnis der Dreifaltigkeit, der Erbsünde, der Menschwerdung ein. — Manchen gläubigen Christen, darunter besonders dem Vater Montaignes, war dies Buch ein großer Trost und eine Stärkung ihres Glaubens. Es konnte jedoch nicht ausbleiben, daß es auch heftige Anfeindungen erfuhr. Dieselben gingen von zwei Seiten aus. Die einen behaupteten, es sei ein gefährliches Unterfangen, dasjenige durch Vernunftgründe zu stützen, was göttliche Offenbarung und daher einzig Sache des Glaubens sei. Andere fanden die Vernunftgründe des Raimund von Sebonde sehr schwach; sie bewiesen gar nicht, was sie zu beweisen unternähmen. Durch diese Einwände der Gegner ist nun die Apologie des Raimund von Sebonde veranlaßt worden, die wir bei Montaigne als ein Kapitel seiner späteren Essais finden. Das ist freilich eine seltsame Apologie, denn sie ist eher eine Widerlegung aller Sätze Raimunds, als eine Verteidigung derselben, da sie im letzten Grunde die völlige Unzulänglichkeit der Vernunft darzuthun sucht. Den ersten, den frommen Christen, antwortet er nämlich, ohne sich auf eingehende Erörterungen einzulassen: „Freilich ist die Kraft der Vernunft unzulänglich bei demjenigen, in welchem die Gnade nicht wirksam ist. Wenn aber der Glaube den Gründen Sebondes Klarheit und Leben verleiht, so macht er sie fest und unumstößlich.“ Das ist aber, so sagt man mit Recht, kein Erweis der Glaubenswahrheiten durch die Vernunft mehr. — Den andern, und das sind die Freigeister, müsse man schon derber zusetzen, sagt er, da sie gefährlicher und bösartiger seien, als die ersteren. Anstatt aber demgemäß zu verfahren und ihre Beweisführung durch die Keulenschläge unwiderleglicher Gründe zu Boden zu werfen oder aber der Sebondes festeren Halt zu verleihen, zeigt er mit augenscheinlichem Vergnügen, daß, wenn seine, d. h. Sebondes Gründe geringen Halt haben, wir eben unfähig sind, bessere zu finden und zu untrüglichen Wahrheiten zu gelangen. Das gilt nicht bloß für dieses Gebiet, sondern überhaupt für alle Gebiete. Nachdem so das Zeichen der hohen menschlichen Würde wegargumentiert ist, gelangt er zu der Überzeugung, daß der Mensch das elendste

und schwächste aller Wesen ist und trotzdem das hochmütigste. Der Vergleich, den er dann zwischen dem Menschen und dem Tiere zieht, fällt durchaus nicht in allen Punkten zu Gunsten des ersteren aus. Indem er nun den Menschen wieder allein betrachtet, zeigt Montaigne, daß sein vermeintliches Wissen nur ein Teil seiner Unwissenheit ist. Nach einer vergleichenden Gegenüberstellung der philosophischen Systeme erklärt er sich für das System des Pyrrho,[1] für den Skeptizismus. Er meint, je mehr wir an allem zweifeln, was wir als Menschen haben und besitzen, je mehr wir unsere angeborene Schwäche erkennen, umsomehr sind wir geneigt, der göttlichen Lehre und dem Glauben Raum zu geben, kurz, die menschliche Vernunft ist ganz ohnmächtig; in ihrem Namen den Glauben befehden, das ist ein Unding.

So glaubt also Montaigne, den Skeptizismus als Waffe gegen den Unglauben gebrauchen zu können. Jedenfalls ist das ein gefährliches Unterfangen. Denn wie sollte ein Skeptiker gerade vor den religiösen Wahrheiten Halt machen, von denen viele dem gläubigen Sinne schon als Geheimnisse gelten, d. h. als Wahrheiten, die von der menschlichen Vernunft nicht zu ergründen und zu beweisen sind. Dieser Skeptizismus bildet sich bei ihm als Mann der Wissenschaft so aus, daß Pascal in seinen Pensées mit Recht von ihm sagen konnte: „Er zieht alle Dinge in einen so umfassenden und allgemeinen Zweifel, daß dieser Zweifel sich selbst mit umfaßt (s'emporte) und daß seine Unsicherheit, weil der Mensch daran zweifelt, ob er zweifelt, sich in einer beständigen und ruhelosen Kreisbewegung (cercle) um sich selbst dreht. Er tritt also auf gleiche Weise zu denen in Gegensatz, die sagen, daß alles unsicher ist, wie zu denen, die sagen, daß alles das nicht ist, weil er eben nichts versichern will. In diesem Zweifel, der sich selbst auch bezweifelt, und in dieser Unkenntnis, die sich selbst nicht kennt, liegt der Grundzug (l'essence) seiner Ansichten, die er durch irgend einen positiven Ausdruck nicht wiedergeben konnte. Denn, wenn er sagt, daß er zweifelt, so giebt er sich selbst dadurch

[1] Pyrrho von Elis lebte um 340 vor Christi Geburt. Er ist der Begründer der Skepsis, die in allem, was Gegenstand des Bewußtseins ist, Widersprüche nachzuweisen sucht. Er will, daß man sich jedes bestimmten Urteils enthalte.

auf, daß er wenigstens das Zweifeln als etwas Feststehendes hinstellt. Da das aber durchaus gegen seine Absicht ist, so konnte er seinen Standpunkt nur durch eine Frage klarlegen. Daher sagt er: „Was weiß ich?“, weil er nicht sagen wollte: „Ich weiß nichts.“ Das macht er zu seinem Wahlspruch und stellt ihn unter die Schalen einer Wage, welche, obgleich sie etwas sich kontradiktorisch Widersprechendes abwägt, sich dennoch im Gleichgewicht befindet, d. h. also: er ist reiner Pyrrhonianer . . .“

Von Montaigne, dem Denker, dem Vertreter der Wissenschaft, müssen wir Montaigne in seinem Privatleben wohl scheiden. Als Privatmann ist er ein gläubiger Christ, und zwar ein Katholik, dem die reformatorischen Lehren und Gebräuche nicht zusagen, ohne daß er deshalb aber eine feindliche Gesinnung gegen den neuen Glauben und seine Vertreter hegt. Jener gelehrte Streit mit den Gegnern seiner „Natürlichen Theologie“, in welchem sein Skeptizismus sich zum erstenmal kund giebt, hat seinen religiösen Glauben so wenig untergraben, daß er mit einem gewissen freudigen Gefühle ausruft: „Welch angenehmes und weiches Kopfkissen ist doch die Unwissenheit und der Mangel an Wißbegierde, um ein wohlgebildetes Haupt darauf auszuruhen.“ Fügen wir noch hinzu, daß er in seinem praktischen Leben Epikuräer war, so haben wir die seltsame Verbindung widersprechender Ansichten vor uns, innerhalb deren er sich sein Leben nach eigenem Zuschnitt einzurichten suchte. In der Theorie ist er Skeptiker, auf religiösem Gebiete trotzdem gläubiger Christ, und in der Praxis Epikuräer — ein Standpunkt, der in Frankreich und auch anderswo bei Weltleuten nicht selten ist, der aber notwendigerweise bei charaktervollen Männern, deren Gesinnung und Leben aus einem Guß ist, lebhafte Mißbilligung finden mußte.

Ob der Zustand seiner Gesundheit auch Anteil daran hatte, daß Montaigne sich aus dem öffentlichen Leben zurückzog, ist nicht erwiesen. Sicher jedoch ist, daß er einige Jahre später an Nieren- und Blasenbeschwerden litt und an dadurch verursachten Kreuzschmerzen. In demselben Jahre, als er die seiner litterarischen Einsamkeit entstammenden Essais zum erstenmale der Öffentlichkeit übergab, im Jahre 1580 nämlich, unternahm er eine längere Reise durch die Schweiz, Deutschland

und Italien, um Zerstreuung zu suchen in seinen Leiden und um dieselben durch den Gebrauch von Bädern zu lindern. Der Reisebericht[1] enthält über sein Privatleben interessante Aufschlüsse. In diesem unserem Abriß seines Lebens müssen wir uns damit begnügen, eine kurze Übersicht über seine Reise zu geben.

Die erste, nicht französische Stadt, welche er berührt, ist Basel. Hier wie überall in der Folge zeigt er eine lebhafte Beobachtungsgabe, die alles in ihren Bereich zieht. Über die Gasthäuser, die Öfen und die Küche, spricht er ebenso wie über Sitten und Gewohnheiten. Wo er kann, sucht er protestantische Theologen auf, um sicheres Wissen über den Hauptinhalt ihrer Lehre zu erlangen und um mit ihnen über streitige Punkte zu disputieren. Er zeigt sich durchaus nicht voreingenommen für französische Sitten, sondern zieht ihnen oftmals die fremden vor. Über Isny, Augsburg, München begiebt er sich nach Tyrol. Auf seinem ganzen Wege durch deutsche Lande befindet er sich trotz der Warnungen, die man an ihn gerichtet hatte, so wohl, daß er von Bozen aus schreibt, er verließe sie nur ungern, obgleich es nach Italien ginge. Über Trient und Roveredo setzt er dann in jener sorglos unbekümmerten Weise, die ein Ziel nicht zu kennen scheint, sondern verweilt, wo es ihm gefällt, seine Reise weiter fort nach Venedig. Immer jedoch schickt er seine Leute voraus, damit sie erkunden, wo man am besten aufgehoben sei. Und so betont er denn auch das Praktische und Angenehme in seinen Bemerkungen über Sachen und Personen ganz besonders. Alles, was sein körperliches Befinden betrifft und sei es auch nur, daß sein Stuhl gut gewesen, ist ihm des Aufzeichnens wert. Von Venedig, das bei weitem hinter dem Bilde zurückbliebe, welches er sich von demselben entworfen hätte, geht sein Weg über Ferrara, Rovigo, Padua, Bologna nach Florenz, dessen Frauen er für die

[1] Er wurde 1770 von dem Abbé Prunis aufgefunden, als dieser in dem Schlosse Montaigne nach Urkunden stöberte, die auf die Geschichte von Perigord Bezug hatten. Vier Jahre darauf wurde er von Herrn von Ouerlon herausgegeben. — Bis dahin wußte man von dieser Reise nichts Genaueres. Erst seine 178 Folioseiten, die, soweit es sich um die Reise in Italien handelt, italienisch geschrieben sind, haben Licht über dieselbe verbreitet.

schönsten der Welt hält, während er von den Nahrungsmitteln sagt, daß sie nicht halb so reichlich, noch auch so gut zubereitet seien, wie in Deutschland. Er wird auch einmal vom Großherzog zur Tafel gezogen. Am letzten November 1580 zieht er alsdann durch die Porta del Popolo in die ewige Stadt ein. Es gefiel ihm dort so gut, daß er volle fünf Monate blieb. Das einzige, was ihm nicht zusagt, ist, daß er auf Schritt und Tritt Landsleute trifft, die ihn in seiner Muttersprache anreden. Im übrigen widmet er Rom Seiten, die zu dem Geistvollsten gehören, was er je geschrieben hat, so daß nur die Absicht, diese Skizze möglichst kurz zu fassen, eine Abhaltung bildet, sie hierher zu setzen. Für die Religion bezeugte er eine solche Achtung, daß Gregor XIII. ihn bei seinem Empfange ermahnte, „in der Ergebenheit, welche er stets gegen die Kirche und den Dienst des allerchristlichsten Königs gezeigt hätte, zu verharren".

Die Zeit seines Aufenthalts benutzte Montaigne dazu, Studien über das Volksleben zu machen. So finden wir ihn in Palästen und Hütten, in Kirchen und Theatern, bei öffentlichen Vergnügungen und in Predigten. Gegen das Ende seines Aufenthaltes hatte er Auseinandersetzungen mit mehreren päpstlichen Beamten über die Censur, die seine Essais gefunden hatten. Manche Stellen waren als anstößig gestrichen worden. Das hinderte den Maestro di Camera jedoch nicht, ihn zu bitten, seine Beredsamkeit in den Dienst der Kirche zu stellen (aider). Bordem er Rom verließ, empfing Montaigne seine Ernennung als römischer Ehrenbürger, ein Titel, auf den er zeitlebens sehr stolz war.

Nachdem er Tivoli noch besucht hatte, ging er anfangs Mai 1581 über Loretto, Ancona, Fano und Urbino nach Bagno della Villa, wo er während der folgenden Monate die Bäder gebrauchte. Sein Tagebuch wird dort zu einem bis in die kleinsten Kleinigkeiten peinlichen Krankheitsbericht. Am 7. September erhält er die briefliche Mitteilung, daß er am 1. August zum Oberbürgermeister der Stadt Bordeaux gewählt worden sei, und nach einem kurzen erneuten Aufenthalte in Rom kehrt er über Padua, Mailand, den Mont Cenis und Lyon in seine Heimat zurück. Nach einer Abwesenheit von mehr als siebzehn Monaten sah er sein Schloß wieder.

Von dem französischen Könige Heinrich III. in einem besonderen Briefe dringend aufgefordert, das Amt, zu dem er erwählt worden war, anzutreten, übernimmt er bald darauf diesen wichtigsten Posten der Provinz, wie er ihn selbst nennt, und verwaltet ihn die folgenden zwei Jahre. Es bedurfte eines Mannes von seiner Mäßigung, um in jenen wildbewegten Zeiten das von zwei feindlichen Religionsparteien zerrissene Bordeaux friedlich und ruhig zu erhalten. Übrigens dürfen wir ihn uns nicht denken wie einen Bürgermeister neuerer Zeit, der ohne Unterbrechung seinen Aufenthalt in der Stadt hat und die laufenden Geschäfte erledigt. Er hatte nur die allgemeine Lenkung, er gab zu allem den Anstoß, in seinem Sinne wurde die Stadt geleitet, auch wenn er abwesend war. Und das war öfters der Fall. Während seiner zweiten Amtsperiode (denn er wurde 1583 auf zwei Jahre wiedergewählt) lebt er z. B. längere Zeit auf seinem Schlosse und empfängt dort den König Heinrich von Navarra, den späteren König Heinrich IV. von Frankreich, mit großem Gefolge. Von seiner Amtsführung konnte er selbst nach ihrem Ablauf sagen, daß sie weder Kränkung noch Haß hinterlassen habe.

In den Schluß derselben fällt ein Ereignis, das viel gegen ihn ausgebeutet worden ist. Er verließ nämlich Bordeaux zur Zeit, als daselbst wie in der Umgegend eine pestartige Seuche wütete, welche in der Stadt die Hälfte der Bevölkerung dahinraffte. Die Schöffen der Stadt baten ihn unter dem 30. Juli 1585, in dieselbe zurückzukehren, um der Neuwahl seines Nachfolgers beizuwohnen. Er antwortet, daß er nur kommen würde, wenn ein dringendes Bedürfnis vorläge. Hieraus hat man auf Furcht vor dem Tode, Feigheit, auf ein widerrechtliches Verlassen seines Postens geschlossen, da er auf demselben am nötigsten war. Dem gegenüber weist Payen darauf hin, daß er selbst schon krank war, daß sein Schloß mit all seinen Vorräten ausgeplündert worden war, und daß auch in der Gegend des Schlosses die Pest wütete, also daß die Sorge um seine Familie ihn abberufen hatte. Mit seiner alten Mutter, seiner Frau, seiner Tochter und seinen Dienern verließ er das Schloß und irrte mehrere Monate umher, ohne zu wissen, ob ihm je wieder ein sorgenfreies Dasein beschieden sein würde. Unter solchen Verhältnissen empfing er den besagten Brief, dessen

Wortlaut wir nicht kennen, und der vielleicht nur in Erfüllung einer Anstandspflicht geschrieben war. Würde nicht auch in einer Zeit, die an Schmähschriften so reich ist, wie jene, ein wirklicher Mangel an Pflichtgefühl strenge Beurteiler gefunden haben? Aber wenn man ihm auch vorwirft, seine Ahnen seien Heringshändler gewesen, die Zeit seiner öffentlichen Wirksamkeit greift niemand an.

Seine litterarische Thätigkeit, welche auch während seiner Amtszeit nicht ganz unterbrochen gewesen war, wurde nun von neuem wieder aufgenommen, und seine Essais wuchsen um verschiedene Kapitel. Im Jahre 1588 begab er sich nach Paris, um dort die vierte Auflage seiner um ein drittes Buch vermehrten Essais herauszugeben und zu überwachen. Bei dieser Gelegenheit lernte er ein Fräulein von Gournay kennen, die ihn schon in seinen Werken lieb gewonnen hatte und nun seine geistige Adoptivtochter (fille d'alliance) wurde. Während verschiedener Reisen brachte er mehrere Monate auf dem Schlosse Gournay bei ihr und ihrer Mutter zu.

Auf seiner Rückreise von Paris hält er sich mehrere Tage in Blois auf, wo eben die Stände versammelt waren, deren Sitzungen Heinrich III. dadurch entweihte, daß er den Herzog Heinrich von Guise und seinen Bruder, den Kardinal von Lothringen, ermorden ließ. Aus einer Stelle in den Denkwürdigkeiten de Thous geht hervor, daß Montaigne vom König Heinrich von Navarra mit einem politischen Auftrag an den Herzog von Guise betraut worden war. Ob er sonst in dieser Versammlung eine Rolle spielte, wissen wir nicht. Aber derselbe de Thou berichtet, daß er die Lage der Dinge mit klarem Auge durchschaut und treffende Urteile über die leitenden Persönlichkeiten gefällt habe. Bezeichnend dafür, wie wenig ihm daran lag, sich selbst eine einflußreiche politische Stellung, wie er es gekonnt hätte, zu verschaffen, ist, daß er nach seiner Heimkehr ein Kapitel „Über die Unzuträglichkeiten, die eine hohe Stellung mit sich bringt" schrieb. »Otio et libertati« war sein Grundsatz, in dessen Befolgung er seinen Essais in den nächsten Jahren neue Kapitel hinzufügte. Gegen das Ende seines Lebens wurde er von einer Art Zungenschlag befallen, der ihm das Sprechen unmöglich machte, obwohl er im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte war. Er mußte zur Feder greifen,

um sich seiner Umgebung verständlich zu machen. Als er sein Ende herannahen fühlte, bat er seine Frau, einige benachbarte Edelleute einzuladen, damit er von ihnen Abschied nähme. Sie blieben dann zur Messe, die er in seinem Zimmer lesen ließ. Bei der Wandlung erhob Montaigne sich und warf sich mit gefalteten Händen auf sein Bett nieder. Er verharrte in dieser anbetenden Stellung, bis man erkannte, daß er seinen Geist aufgegeben hatte. Dieser sein Tod erfolgte am 13. September 1592, nachdem er vorher die Sakramente empfangen hatte. Montaigne stand im 60. Lebensjahre.

Am 1. Mai des Jahres 1593 wurde die irdische Hülle des Verstorbenen in der Kirche der Feuillanten, vom Orden des hl. Bernard, in einem eigenen Grabgewölbe beigesetzt, während das Herz in der Kirche St. Michel de Montaigne verblieb. Der Denkstein ist geschmückt mit dem Wappen Montaignes und den Insignien des Ordens vom hl. Michael, dessen Inhaber er seit 1571 war. Am 23. September 1800 ließ der Präfekt des Departements Gironde die Gebeine dort beheben und unter großen Feierlichkeiten in das städtische Museum bringen und dort beisetzen. Im Jahre 1803 wurden sie auf den Antrag Josephs von Montaigne, des letzten Sprossen der Familie, an ihre frühere Stelle zurückgebracht, wo sie jetzt noch ruhen. Das Gotteshaus wurde später die Kirche des Lyceums. Als diese im Jahre 1871 ein Raub der Flammen wurde, blieb das Grabmal Montaignes unversehrt.

Die Familie Montaignes lebt in den Pontacs, den Segur-Montaignes und anderen Geschlechtern noch heutzutage fort, wenn auch die direkte männliche Linie erloschen ist.

II.

Montaignes Essais.

Um Montaigne ganz zu verstehen, müssen wir in Kürze auf das Hauptwerk seines Lebens, auf die Essais, eingehen. Sie liegen uns in drei Hauptredaktionen vor, der von 1580 in zwei Bänden, der von 1588, die das Vorhandene mannigfach erweitert und einen dritten Zusatzband aufweist, und der von 1595, welche von dem Fräulein von Gournay herausgegeben wurde, und Zusätze kleinerer Art von der Hand Mon-

taignes, namentlich Citate aus Schriftstellern, die das Gesagte stützen und belegen sollen, neu enthält.[1] Anfangs wurde das Buch nicht so beachtet, wie man wohl hätte erwarten sollen. Die Ursprünglichkeit des Inhalts und der Form und der stete Wirbel neuer Gedanken schreckte die große Menge wohl vom Lesen ab. Dazu war die Mäßigung, die der Verfasser überall kundgab, die Duldung, die er allen, auch den widersprechendsten Ansichten gewährte, nicht nach dem Geschmack einer Zeit, die von schonungslosen Parteikämpfen erfüllt war. In solchen Zeiten muß man den Leidenschaften und Vorurteilen der Menge schmeicheln, wenn man gefallen und mit gieriger Hast gelesen werden will; freilich dauert eine solche Volkstümlichkeit auch gemeiniglich nicht lange. Aber bald brachen sich die Essais Bahn und errangen einen Leserkreis, der sich stetig und sicher erweiterte und der den Ausspruch rechtfertigte, sie seien eine weltliche Bibel oder das Brevier der gebildeten (honnêtes) Leute, wie sie der Kardinal du Perron nannte. Es wäre eine anziehende, aber auch arbeitsreiche Aufgabe für einen Mann, der auf den Gebieten der Welt- und Litteraturgeschichte allseitige und gründliche Kenntnisse hat, den Einfluß nachzuweisen, den dieses Buch auf die politischen und religiösen Ansichten, auf den Staatsmann, den Dichter und Denker, auf die Pädagogik und auf das Streben weiter Kreise der Menschheit nach praktischen Zielen ausgeübt hat.[2]

Woher nun dieser Einfluß, diese Verbreitung, die dem Werke noch immer neue Auflagen und neue Leser verschafft, trotzdem die Sprache veraltet ist? Es ist das Buch eben ein Spiegelbild der Welt, in ihren kleinsten wie größten Vorgängen, reflektiert von dem Geiste eines bedeutenden, eigen-

[1] Nach dem Text von 1580 sind die Essais herausgegeben von Dézeimeris und Barckausen; nach dem von 1588 von Motheau und Jouaust; nach dem von 1595 von Charles Louandre. Außerdem hat Reigeon sie nach einem von der Hand Montaignes mit Noten und Zusätzen versehenen Exemplar herausgegeben, das in der Bibliothek zu Bordeaux gefunden worden ist.

[2] Für einzelne Gebiete sei hingewiesen auf Ste Beuve »Port Royal« II. Bd. 3. Buch; Shakespeare »Traducteur de Montaigne« in »Philarète Chasles, l'Angleterre au XVIième siècle« S. 115 u. ff. Durch Locke, Rousseau und die Philanthropen hat er direkte Verbindung mit unserem Jahrhundert.

artigen Denkers und Menschen. Wir könnten es auch die Selbstbekenntnisse Montaignes nennen, wenn wir diesen Ausdruck nicht wie beim hl. Augustinus oder Rousseau verstehen, sondern als Reflexionen über des Denkers eigenes „Ich“ in seiner Stellung zu allen menschlichen Lebensäußerungen und Verhältnissen. Es giebt kaum irgend etwas, das darin nicht zur Sprache käme. Und über alles weiß er anregend und oftmals fesselnd zu schreiben. Sei es, daß er uns darüber unterhält, ob der durch den Ingwer erzeugte Brand im Munde ein wirkliches Brennen ist, oder über die Erziehung redet, oder für die Abschaffung der Folter eintritt, oder gegen den Hexenglauben eine Lanze bricht, allüberall plaudert er mit Geist, und seinen häufigen Seitensprüngen folgen wir ebenso gern, wie dem Hauptthema, von dem er so oft abweicht. Wir können beliebig zugreifen und beliebig aufhören, immer hält er unsern Geist in Spannung. Freilich alles dreht sich um sein liebes „Ich“, aber dieser Egoismus ist kein verletzender, sondern ein solcher, der auch anderen Luft und Licht gönnt. Ja, wenn wir mit ihm auf Kriegsfuß stehen, seinen Ansichten nicht beipflichten können, dann bleibt dieselbe unbekümmerte Miene auf seinen Lippen, als wenn wir ihm freudig zustimmen. Denn er sagt, was er meint, ohne darauf, wie man über seine Meinung urteilt, den geringsten Wert zu legen. Und der gesunde Menschenverstand ist es, der in seinen Essais eine allen verständliche Sprache redet. Es ist nicht jener Egoismus eines Werther, der sich ganz in sich selbst verliert und in der Selbstvernichtung endet, sondern ein solcher, der mit offenen Augen in das Leben schaut, aber anderseits auch im Alter ohne Unmut und Reue auf die Thorheiten und Verirrungen früherer Tage zurückblickt. Daher sein harmonischer Gleichmut. Er jammert nicht, noch wird er aufbrausend, noch lächelt er auch nur in wahrnehmbarer Weise über das Treiben der flüchtigen Welt. Wie sollte er auch, da sie eben flüchtig ist und ihr Antlitz sich umgestalten und erneuern kann, während er schreibt! Aber gerade diese Ruhe seines Wesens giebt der Kritik, die er an seiner Zeit übt, ihre ganze, erbarmungslose Schärfe. Von dem fröhlichen, sorglosen und hoffnungstrunkenen Schimmer, welcher der früheren Renaissance eigen war, ist bei ihm kein Strahl mehr übrig geblieben. Ihre Luft ist verrauscht, und auf das

Gefolge von bitteren Enttäuschungen, welches als Hefe zurückblieb, sieht er mit stoischem Gleichmut hernieder. Er zuckt nüchternen Sinnes die Achseln. Ein so umfassendes Wissen er auch zeigt, so ist er doch nicht dazu geneigt, die Wissenschaft seiner Zeit mit rühmenden Worten zu erheben, denn sie ist tot und unfruchtbar geblieben. In all seinen Essais aber zeigt er sich als scharfsinnigen, ruhig urteilenden Beobachter menschlichen Lebens, der viel gesehen, mehr gedacht und die meisten Bücher, die in seiner Zeit lesenswert waren, gelesen hat.

Aber Montaignes Lebensanschauung war, wie aus der Gesamtheit seiner Essais hervorgeht, beschränkt; er blickte weder zu den Höhen der Menschheit hinauf, noch wollte er tiefer schauen, als die Geleise lagen, in denen er selbst wandelte. In die mittleren Stellungen des gesellschaftlichen Lebens und in alles das, was ein solches Leben ausmacht, sah er mit einem von keinerlei Illusionen getrübten Blick; er sah die Dinge, wie sie sind, und spricht klipp und klar aus, was er gesehen hat. Nur über eins scheint er seinen Blick geflissentlich hinwegzulenken, über das Christentum und alles, was ein Ausfluß aus demselben ist. Sehen wir von etlichen wenigen Äußerungen, besonders von dem Kapitel ab, das er „die Apologie des Raimund Sebonde" überschrieben hat, so erscheint uns Montaigne wie ein antiker Philosoph, der davon, daß das Christentum in die Welt eingetreten ist und das Antlitz derselben erneuert hat, nicht die geringste Kunde besitzt. Daher stellt er auch nicht die strengen Forderungen christlicher Moral an den Menschen, sondern nur solche, die sich auf rein menschlichen, natürlichen Grundlagen aufbauen, und er giebt sich alle erdenkliche Mühe von der Welt, zu zeigen, wie leicht, heiter und angenehm sich das Leben gestaltet, wenn man seiner praktischen Philosophie folge. Aus dem Satze, den er selbst aufstellt, daß der Inhalt des Glaubens das einzig Sichere ist, zieht er keine Folgen, besonders nicht die, daß man nach diesem unbezweifelt gewissen Glauben nun auch sein Leben einrichten müsse. Mit dem Verstande nimmt er den Glaubensinhalt willig an, seinen Willen aber will er den praktischen Folgerungen desselben nicht unterwerfen; seine Moral ist eben eine solche, als sei die Botschaft des Evangeliums noch nicht an die Welt ergangen. Ein solcher Standpunkt ist ein äußerst bequemer, der seinem Buche alle

Weltleute zuführte, die in demselben ihre auf Lebensgenuß hinzielende Richtung mit den Rosengewinden einer in schöner Sprache niedergelegten philosophischen Rechtfertigung umflochten sahen. Und in die Geheimnisse des Lebensgenusses steigt er zuweilen so tief hinunter, daß wir ihm nur errötend zu folgen vermögen, und daß die Herausgeber manche Stellen unübersetzt lassen müssen, die er den Alten entlehnt hat, um dem Ganzen eine noch pikantere Würze zu geben. Sehen wir von dem inneren Widerspruch des Systems ab und beschränken wir den Zweck menschlichen Daseins rein auf diese Erde, dann können wir ihm eine so reife Menschenkenntnis zugestehen, wie man ihr nicht oft begegnet, ja, wir dürfen auch sagen, daß, wer Montaigne zum praktischen Führer nimmt, sein Leben zweckmäßiger und besser gestaltet, als wer ohne seine Leitung gleiche Ziele verfolgt. Aber ein Christ in des Wortes ganzer Bedeutung kann nie den Standpunkt Montaignes zu seinem eigenen machen.

III.

Montaignes Stellung in der Pädagogik.

Nach den zahlreichen Forschungen, welche man in neuerer Zeit in Frankreich über den Zustand der Schulen im Mittelalter angestellt hat, will man berechnet haben, daß es schon im 13. Jahrhundert nicht weniger als 60 000 Schulen im ganzen Lande gab. Mag auch diese Ziffer zu hoch gegriffen sein, so ist doch sicher, daß in manchen Gegenden, wie z. B. in der Normandie, der Stand der Volksbildung besser war, als er je wieder erreicht ist. Alle normannischen Bauern konnten lesen und schreiben, und manche von ihnen waren selbst der lateinischen Sprache in etwa mächtig. Auch der Adel war ein Träger dieser geistigen Regsamkeit, wie das die Namen der Verfasser verschiedener Chroniken, eines Villehardouin, eines Joinville, oder berühmter Troubadoure und anderer Dichter erweisen, welche adeliger Herkunft sind. Desgleichen waren die Universitäten, wie z. B. Paris und Orleans, in blühendem Zustande.[1]

[1] Vergl. Rousselot »Pédagogie«, Einleitung S. 30. Desgl. auch Paroz »Histoire universelle de la Pédagogie«, S. 65, 66.

Kurz, das ganze Land war von einem Netze guter Unterrichtsanstalten überzogen, die jedem Gelegenheit boten, eine seinen Wünschen und Verhältnissen entsprechende Bildung zu erlangen, und alle Stände wetteiferten darin, sich dieser Gelegenheit nach Kräften zu bedienen. Aber der hundertjährige Krieg, welchen Frankreich gegen die Engländer zu bestehen hatte, und die blutigen Bürgerkriege, welche eine Folge der Reformation waren, zerstörten so völlig, was lange Jahrhunderte aufgebaut hatten, daß es später schwer war, in mittlern Städten auch nur zehn Leute zu finden, die imstande waren, ihren Namen zu unterzeichnen.

Und doch war seit dem Ende des 15. Jahrhunderts auch in Frankreich der Humanismus siegreich eingedrungen und hatte den höheren Schulen, aber eben nur diesen, ein neues Leben eingehaucht. Mit einer Begeisterung, wie man sie auf dem Felde der Wissenschaft selten erlebt hat, warf man sich auf das Studium des Griechischen und Lateinischen, und zahllose Bücher erschienen in Frankreich[1] mit dem mehr oder minder ausgesprochenen Zweck, den Schülern zu einem Griechisch, wie Demosthenes es sprach, und zu einem ciceronianischen Latein zu verhelfen. Aber die vorhin genannten Religionskriege fielen wie ein Reif zur Frühlingszeit auf die keimende Saat des Humanismus, welche ein Etienne Dolet[2] in überschwenglicher Weise mit folgenden Worten gefeiert hatte:

„Die Wissenschaft (lettres) steht mehr als je in Ehren. Das Studium aller Künste blüht. Durch die Wissenschaft werden die Menschen zu dem so lange vernachlässigten Studium des Guten und Wahren zurückgeführt. Jetzt lernt der Mensch sich selbst kennen. Jetzt geht er ein zum hellen Tageslicht, anstatt sich in kläglicher Weise durch die Finsternis hindurchzutasten. Jetzt erhebt sich der Mensch wahrhaft über das Tier durch seinen Geist, den er zu bilden versteht, und durch die Sprache, die er vervollkommnet."

---

[1] »Répertoire des ouvrages pédagogiques du XVIième siècle«, 3. Band der »Mémoires et documents scolaires« des »Musée pédagogique«. Ein Band von 733 Seiten, groß 8°, der nur die Titel von damals erschienenen Büchern mit kurzen Angaben enthält. Für das Nachfolgende ist die Einleitung (von dem Herausgeber Buisson) zu vergleichen.

[2] S. VIII u. ff. der Einleitung des zuletzt genannten Werkes.

Schon zehn Jahre nachdem er diese Zeilen geschrieben hatte, endete dieser begeisterte Apostel des Humanismus auf dem Scheiterhaufen, und die neuerstandene Wissenschaft, auf deren Stirn er eine unvergängliche Strahlenkrone erblickt hatte, fiel mit jedem Jahre mehr in die Hände von Pedanten. Sie lebten dem Wahne, durch eine einseitige sprachliche und grammatische Schulung den Menschen für die Aufgaben dieses und jenes Lebens reif zu machen, und verknöcherten in dieser Anschauung sich und die ihnen anvertraute Jugend. Daher rief Etienne Pasquier am Schlusse des 16. Jahrhunderts mit bitterem Tone aus: „Ich gewahre wohl einige Fünkchen, aber nicht jenen Glanz der Studien, wie er während meiner Jugend leuchtete." Dieser Rückschlag war ganz natürlich. Er wäre auch ohne die Religionskriege erfolgt, denn jede Übertreibung und Maßlosigkeit trägt den Keim des Untergangs in sich, oder ruft wenigstens selbst die Gegenströmungen hervor, die nun das Echte ausscheiden und der Nachwelt überliefern, die Schlacken aber dem Untergang weihen. In jener geistigen Strömung aber, die man mit dem Namen Renaissance oder Humanismus bezeichnet, gab es der Schlacken gar viele. Die vornehmlichste derselben ist die maßlose Vergötterung des klassischen Altertumes und alles dessen, was ihm eigen war und was es hervorgebracht hat, mit all ihren Folgeübeln. Ein Kind nun dieser Renaissance und dieses Humanismus ist Montaigne. Seine Bildung beruhte einseitig auf dem Klassicismus, er hatte sie durch die Vermittelung berühmter Gelehrten seiner Zeit ganz den Griechen und Römern entlehnt. Daher die Erscheinung, daß er in seinen Schriften das Christentum kaum zu kennen scheint; daher zum guten Teil auch der Skepticismus, dem er in der Theorie huldigt. Aber sein Eingenommensein für das klassische Altertum machte ihn nicht blind gegen die Schäden der Art und Weise, wie die Jugend in dasselbe eingeführt wurde. Mit dem scharfen Blick, welcher ihn auszeichnet, bemerkt er diese Mängel, und mit der Frische des Ausdrucks und der kecken Naivetät, die hervorragende Merkmale seines Stils sind, stellt er sie in den Kapiteln seiner Essais, welche die Erziehung behandeln, an den Pranger. So sind seine Gedanken über Erziehung und Unterricht wesentlich kritischer Art. Aber wie sich das bei einem so

gedankenreichen Manne von selbst versteht, laufen seine Bemerkungen nicht einzig aufs Kritisieren hinaus, er macht auch Vorschläge, die auf Besserung abzielen. Und da in der Erziehungsweise Stetigkeit genug ist, daß ein Tadel oder Ratschlag, der dem 16. Jahrhundert gilt, mehr oder weniger alle Folgezeit betrifft, so sind und bleiben seine Ansichten, die ja auch in Locke und Rousseau Vertreter fanden, wichtig und bedeutsam für alle Zeiten. Selbst wenn wir mit Montaigne nicht gleichen Sinnes sind, regen seine Erörterungen jeden, welchem die Jugenderziehung am Herzen liegt, insbesondere den Schulmann, zu fruchtbarem Nachdenken an. Und das ist ihr unvergänglicher Wert.

Ein Doppeltes ist ihm in der Erziehungsweise seiner Zeit ein Stein großen Anstoßes: die dialektische Richtung des Unterrichts, welche nur dahin strebt, spitzfindige Klopffechter um leere Worte heranzubilden, und die Aufhäufung unverdauten und nutzlosen Wissens in den Köpfen der Jugend. Dahingegen dringt er auf Schulung des Urteils. Der Schüler soll lernen, seine Zeit in allen ihren Lebensäußerungen verstehen und dadurch zum Verständnis der Menschheit in allen Phasen ihrer Entwickelung gelangen. Es richtet sich demnach die Kritik Montaignes sowohl gegen das Übermaß des Studiums, als auch gegen die Art und Weise, wie es betrieben wird.

Welches nun sind in Kürze, neben der immer wiederkehrenden Forderung der Schulung des Urteils, die praktischen Neuerungen, welche Montaigne vorschlägt? Zunächst verlangt er die Ausbildung und Abhärtung des Körpers, die Stählung desselben,[1] damit er den Kampf gegen die Mühsale und Widerwärtigkeiten des Lebens mit Erfolg aufnehmen könne. Er erinnert an den allbekannten Spruch, daß nur in einem gesunden Körper eine gesunde Seele wohnen könne. „Es ist nicht genug", so ruft er aus, „die Seele des Knaben fest zu machen, man muß ihm auch die Muskeln stählen." „Man muß den Zögling an die Mühe und Härte der Leibesübungen gewöhnen, um ihn gegen allerlei Schmerzen unempfindlich zu machen." „Härtet ihn ab gegen Hitze und Kälte, Wind und Sonne und

[1] Auch Viktorin von Feltre und andere betonten die Leibesbildung, aber ohne bedeutsam auf die Schulen einzuwirken.

solche Zufälligkeiten, die er verachten muß." „Entwöhnt ihn aller Weichlichkeit und Verzärtelung in Kleidung, Essen, Trinken und Schlafen." Ja, er meint, daß manche Eigenschaften, die wir an großen Männern bewundern, Seelengröße und Geistesstärke z. B., zum guten Teil auf Rechnung ihres wohlausgebildeten und abgehärteten Körpers, oder, wie er sich ausdrückt, der Dicke ihrer Haut und Härte ihrer Knochen zu setzen seien.

Vom Lehrer verlangt Montaigne Milde und Freundlichkeit gegen den Zögling. Es war damals ein Prügelsystem im Schwange, das den Glauben veranlassen konnte, man wolle dem Kinde das zu Lernende eindreschen. Mit Recht ereifert er sich gegen einen solchen Mißbrauch anvertrauter Gewalt. „Besucht nur die Klassen beim Unterricht! Da hört ihr nichts als das Schreien geschlagener Kinder und zorntrunkener Lehrer . . . Mit fürchterlichem, hochgerötetem Gesicht, die Peitsche in der Hand, leiten sie dieselben zum Lernen an." Dahingegen stellt er die Forderung an den Lehrer, daß er sowohl Lust und Liebe zur Sache wie Freude am Lernen einflößen solle.

Was ist ferner das eigentliche Ziel alles Unterrichts? Soll der Schüler nur auswendig Gelerntes besitzen? O nein, er soll eigenen geistigen Besitz erwerben, und nur durch Anleitung zu denkendem Betrachten alles dessen, was ihn umgiebt, des Gewöhnlichsten und Alltäglichsten selbst, kann er sich den erwerben. Nur dasjenige, was er geistig wirklich verarbeitet und ausgetragen hat, bildet den Menschen und kann ihn zu klarer und reifer Rede — und sie ist eben ein Erweis geistigen Besitzes — befähigen. Nur ein so gebildeter Mann wird auch praktisch brauchbar werden; er wird das Erlernte im Leben auch nutzbar zu machen wissen. Ein solcher aber wird es andererseits auch verstehen, den Inbegriff aller Lebensweisheit zur Wirklichkeit zu machen: Sich selbst zu erkennen und gut zu leben und gut zu sterben. Daß Montaigne hierbei nicht auf Christus hinweist, der in Lehre und Beispiel uns das vollendetste Muster dieser hohen Kunst geworden, das ist eine unverzeihliche Schwäche seines ganzen Systems. In ihm würde er auch die sich daranreihende Forderung im höchsten Sinne erfüllt gesehen haben, daß man sich der Wahrheit beugen solle, auch wenn es einen hart ankomme. „Man mache es dem

Zögling einleuchtend, daß Fehler zu gestehen, die er in seinen eigenen Reden entdeckt, würden sie auch von niemandem, als ihm selbst bemerkt, Einsicht und Aufrichtigkeit beweise, diese vornehmsten Eigenschaften, nach denen er strebt."

Eine andere Forderung, die er stellt, ist in der neueren Zeit wieder aufgenommen worden und hat Verwirklichung gefunden, die nämlich, daß vor allem die Muttersprache Berücksichtigung finden solle und dann die Sprachen der benachbarten Völker. Diese wie auch die lateinische Sprache will er weniger durch grammatische Schulung und methodisches Fortschreiten als durch praktische Übungen erlernt wissen.

Den letzteren Grundsatz trieb er so weit, daß er ein spielendes Lernen empfahl, und damit kommen wir zu den Mängeln und Fehlern, die seinen pädagogischen Ansichten ankleben und die zum Teil, wie besonders dieser, von seinen Nachfolgern, z. B. Rousseau, noch schärfer betont wurden. Ein Schüler aber, der nur spielend lernt, wird nie den strengen Begriff der Pflicht kennen lernen, und ein System, das mit diesem Begriff nicht rechnet, wird nie starke, männliche Charaktere erziehen, sondern Epikureer, welche die Aufgaben des Lebens nur von dem Gesichtspunkte des Genusses aus beurteilen und sich an ihnen nicht Zusagendem gewiß nicht sonderlich wehethun werden.

Hiermit steht es in engem Zusammenhang, daß er den strengen Wissenschaften einigermaßen fremd gegenübersteht, die sich eben um ein bloßes Spiel nicht erkaufen lassen, sondern ernste, pflichtmäßige Arbeit voraussetzen. Er verkennt freilich nicht, daß ein Perikles oder Cäsar gründliche Bildung und praktische Tüchtigkeit vereinten, aber daneben preist er doch mit einer gewissen Voreingenommenheit die von den Wissenschaften *noch nicht* beleckten Römer, die Thraker, Scythen, Parther der alten und die Türken seiner Zeit und schreibt ihnen *wegen* ihrer Ungebildetheit größere Tüchtigkeit zu. Diesen Fehlschluß nimmt Rousseau später auch wieder auf, führt ihn weiter aus und erringt sogar einen Preis mit seiner an Sophismen so reichen Darstellung.

Von der Bildung der weiblichen Jugend will Montaigne nichts wissen. Er machte sich das Scherzwort zu eigen, die Frauen hätten schon Wissen genug, wenn sie die Hose vom Wams unterscheiden könnten. Und doch bekommen auch sie

ihre Aufgaben im Leben zugemessen, und je mehr die Erziehung sie tüchtig macht, diesen gerecht zu werden, um so besser ist sie.

Montaigne will den Zögling einem Hofmeister anvertraut wissen. Dadurch zeigt er zunächst, daß er nur die Knaben adeligen Standes bei seinen Erziehungsvorschlägen im Auge hat. Zu dem Gedanken der Volksschule, die allen das nötigste Wissen vermittelt, ist er überhaupt nicht vorgedrungen. Aber auch für adelige Knaben ist die Gemeinsamkeit der Erziehung mit Knaben anderer Stände vorzuziehen. Sie schleifen sich an andern ab, es erwacht ihr wetteiferndes Streben, sie lernen die Armut und ihre Leiden kennen, und das weckt ihr Mitgefühl und dadurch werden sie befähigt, in spätern Jahren für ihr ganzes Volk zu fühlen und an seinem Wohl und Wehe innigen Anteil zu nehmen. Aber Montaigne will die Kinder auch ganz ihren Eltern entziehen, sie nur ihrem Hofmeister anvertrauen. Das ist grundfalsch. Die Familie ist der natürliche Boden für die zarte Pflanze der Kindesnatur. Das ganze Gemütsleben muß von vornherein verkümmern, wenn das Kind von ihm losgelöst wird, und so bleibt eine Seite des menschlichen Geistes, und zwar eine hochedle, gänzlich unausgebildet. Der Vorwurf ist überhaupt dem ganzen System Montaignes zu machen, daß es die ethische Erziehung des Menschen zu Gunsten der intellektuellen vernachlässigt. Er bricht wohl in Ausrufe aus, daß das Nützliche mehr zu betonen sei, als bloßes Wissen, aber darüber, wie das Mitgefühl, die Aufopferungsfähigkeit u. a. zu erwecken sind, wie das Kind zu sittlichem Zartgefühl hinzuleiten ist und über manches andere, was in das gleiche Kapitel gehört, schweigt er sich völlig aus. Nichts ist bezeichnender für seinen eigenen Mangel an Gemüt, als sein Geständnis, daß er kleine Kinder nicht leiden könne. Für ihn müssen sie sich erst liebenswürdig machen, ehe er ihnen sein Interesse zuwendet, und wären es auch die eigenen. Seine geistigen Erzeugnisse stehen ihm höher als seine Kinder. Während man aber sonst das hochschätzt, was man nicht hat, ist es hier umgekehrt: ein Mensch ohne Gemüt wird es unverständlich finden, wie man auf die Ausbildung desselben irgend welche Mühe verwenden könne.

Überschauen wir Montaignes Stellung in der Geschichte der Pädagogik noch einmal, so müssen wir sagen, daß, während

die Jesuiten sowohl wie die Reformatoren die Bahnen, in denen sich die Erziehung bis dahin bewegt hatte, im wesentlichen weiter verfolgten, unser Denker eine Anregung zu manchen fruchtbringenden Neuerungen gab. In den Gedanken, die er über die Erziehung vorträgt, findet sich, wie das bei einem Manne von seiner geistigen Bedeutung und Eigenart zu erwarten war, viel Gescheutes und Treffendes. Von ihm auch gilt das Wort, daß die Kinder der Welt in manchen Dingen klüger sind, als die Kinder des Lichts. Wenn daher seine ganze Denkweise auch nicht nach der Weisheit schmeckt, die von oben kommt, so werden doch alle, welche diese dankbar als den Grundanker ihres Lebens preisen, seine geistvollen Ausführungen mit großem Nutzen lesen.

Die Einteilung in einzelne Abschnitte sowie die Überschriften derselben rühren von mir und nicht von Montaigne her. Ich bin in dieser Hinsicht durchweg der verdienstvollen Ausgabe von Compayré[1] gefolgt. Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß die Anmerkungen reichlicher ausgefallen sind, als in der von mir besorgten Ausgabe der Schul- und Universitätsordnung Augusts von Sachsen. — Nach besten Kräften habe ich dahin gestrebt, die oft ungefügen und übermäßig langen Perioden Montaignes in wohllautende und doch sinnentsprechende deutsche Prosa umzugießen.

Koblenz im Januar 1893.

Der Herausgeber.

---

[1] Michel de Montaigne. De L'Institution Des Enfants et Extraits Pédagogiques. Paris. Hachette 1888.

Über die Erziehung der Kinder.

Aus den Essais — Kapitel 25.

I.

An Frau Diana von Foix, Gräfin von Gurson.[1]

Vorbemerkungen.

Nie habe ich einen Vater gesehen, der deshalb, weil sein Sohn verwachsen war oder den Kopfgrind hatte, ihn nicht anerkannt hätte; nicht als ob er so völlig von seiner Liebe verblendet gewesen wäre, daß er dieses Gebrechen nicht bemerkt hätte, sondern nur, weil es eben sein Sohn war. So[2] sehe auch ich besser wie jeder andere ein, daß das, was ich hier biete, nur Träumereien eines Mannes sind, der von den Wissenschaften nur die Elemente in seiner Jugend in sich aufgenommen und von ihnen nur ein allgemeines und unbestimmtes Bild

[1] Sie hatte sich im Jahre 1579 mit Ludwig von Foix, Grafen von Gurson, vermählt. Zu der Herbeiführung dieses Ehebündnisses hatte Montaigne, wie er uns selbst weiter unten mitteilt, viel beigetragen. Diese Vorbemerkungen sind also kurz vor dem Erscheinen der zwei ersten Bände seiner Essais im Jahre 1580 niedergeschrieben worden, wenn auch andere Teile einer weit früheren Zeit angehören, also zu einer Zeit, da Diana von Foix der Geburt ihres ersten Kindes entgegensah. Ob dasselbe ein Knabe oder Mädchen war, ob Montaignes Plan bei seiner Erziehung zu Grunde gelegt wurde und guten Erfolg hatte, darüber wissen wir nichts.

[2] Dem Vater ist der Schriftsteller vergleichbar: er liebt sein Werk trotz der ihm wohlbekannten, dasselbe entstellenden Fehler, nur weil er sein Urheber ist.

festgehalten hat. Er versteht, wie es bei den Franzosen Gewohnheit ist, von allem etwas und im Ganzen nichts. Denn ich weiß, um mich kurz zu fassen, daß es eine Medizin, eine Jurisprudenz und vier Abteilungen der Mathematik[1] giebt, und im großen und ganzen auch, welche Aufgaben sie verfolgen. Vielleicht weiß ich auch noch im allgemeinen, inwiefern die Wissenschaften beanspruchen, unserm Leben dienlich zu sein. Aber nie bin ich in dieselben tiefer eingedrungen, nie habe ich mir die Nägel zerkaut ob dem Studium des Aristoteles,[2] welcher doch der Herrscher auf dem Gebiete modernen Wissens ist, nie habe ich gründlich einer Wissenschaft obgelegen. Es giebt keine Kunst, von der ich auch nur die ersten Umrisse zu geben verstände, kein Kind der mittleren Klassen, welches nicht behaupten kann, daß es gelehrter sei als ich, der ich gerade nur soviel Wissen habe, um es über die Anfangsgründe zu prüfen. Und wenn man mich dazu zwingt, dann muß ich, ohne sonderliches Geschick zu besitzen, irgend ein Thema aus ihm zu gewinnen suchen, das dem Kreise tagtäglicher Unterhaltung angehört, woran ich dann seine angeborene Urteilskraft prüfe. Solch eine Unterweisung ist ihnen dann ebenso unbekannt wie mir die ihre.[3]

Kein Buch voll gründlichen Wissens habe ich zu meinem vertrauten Freunde gemacht außer Plutarch und Seneka. Aus ihnen schöpfe ich aber gleich den Danaiden, die zwar unaufhörlich eingossen, aber auch ablaufen ließen. Zu Papier bringe ich wohl etwas, an mich selber nichts. Die Geschichte ist, was Bücher angeht, mein Steckenpferd, oder auch die Poesie, der ich ganz besonders zugethan bin. Denn, wie Kleanthes[4] sagte, so

---

[1] Es sind die Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie gemeint. Sie hießen in der mittelalterlichen Erziehung das Quadrivium und bildeten die höhere Stufe der sieben freien Künste. Die niedere Stufe, das Trivium, bestand aus der Grammatik, Rhetorik und Dialektik.

[2] Bekanntlich war das Ansehen des Aristoteles, des größten griechischen Philosophen, noch bis weit in die Neuzeit hinein ganz unumschränkt. „Modern" bezieht sich natürlich auf Montaignes Zeit, d. h. auf die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

[3] Der erste Hinweis auf seine Unterrichtsmethode, die mehr die schlummernden geistigen Kräfte des Kindes wecken, als ihm positive Kenntnisse beibringen will.

[4] Ein stoischer Philosoph, der dem dritten Jahrhundert vor Christi Geburt angehört.

scheint es auch mir, daß, wie die in die engen Gänge einer Trompete eingezwängte Stimme nachdrucksvoller und stärker zum Vorschein kommt, so auch der Gedanke einen weit kühneren Schwung annimmt und weit lebhafter ergreift, wenn er sich dem harmonischen Rhythmus der Poesie hat anbequemen müssen. Was meine angeborenen Fähigkeiten angeht, von denen ich hier eine Probe gebe, so fühle ich sie vor der schweren Aufgabe fast erliegen. Meine Vorstellungen und mein Urteil schreiten nur tastend, schwankend, strauchelnd und stolpernd voran, und wenn ich einmal soweit wie nur irgend möglich gelangt bin, so fühle ich mich doch keineswegs befriedigt. Ich sehe in weiter Ferne noch Land, das aber trübe und in Wolken gehüllt daliegt, die ich nicht aufzuhellen vermag. Und wenn ich es unternehme, ohne Unterschied von allem zu reden, was mir eben einfällt, und darauf nur meine eigenen, angeborenen Fähigkeiten verwende, so geschieht es öfters, daß ich zufällig bei den guten Schriftstellern auf gerade dieselben Gegenstände stoße, die ich zu behandeln unternommen habe, wie es jetzt eben mit Plutarchs Abhandlung „Von der Kraft der Phantasie" der Fall ist.[1] Dann flöße ich mir selbst, wenn ich mich neben diesen Leuten so schwach und armselig, so schwerfällig und unbeholfen sehe, einerseits Mitleid und Geringschätzung ein, fühle mich anderseits aber auch gehoben, daß meine Ansichten in für mich so ehrenvoller Weise oftmals mit den ihren übereinstimmen, und daß ich mich ihnen, wenn auch nur von weitem, nähere, indem ich ihre Ansichten bestätige. So habe ich dann auch den Vorteil, und den hat nicht jeder, den ungemeinen Abstand zu ermessen, der sie von mir trennt. Trotzdem lasse ich meine Ansichten, so schwach und unvollkommen sie auch sein mögen, so in die Welt hinausziehen, wie ich sie gefaßt habe, ohne die Mängel zu verkleistern und zu übertünchen, deren Erkenntnis mir eben aus dem Vergleich erwachsen ist.

Man muß sich sehr stark fühlen, wenn man mit jenen Leuten gleichen Schritt halten will. Die unbescheidenen Schriftsteller unserer Zeit, die in ihre wertlosen Werke ganze Seiten aus den alten Autoren einstreuen, um sich einen Namen zu

[1] Sie findet sich bei Montaigne im ersten Buche der „Essais" im 20. Kapitel.

machen, erreichten gerade das Gegenteil. Denn diese unendliche Verschiedenheit des geistigen Vermögens verleiht ihrer Erscheinung etwas so Verblaßtes, Trockenes und Häßliches, daß sie dabei weit mehr verlieren als gewinnen.[1]

So verfuhr man auch früher in ganz verschiedener Weise. Der Philosoph Chrysippus[2] nahm in seine Bücher nicht nur ganze Stellen, sondern sogar ganze Werke fremder Schriftsteller auf, in einem z. B. die Medea des Euripides,[3] so daß Apollodor[4] mit Recht sagen konnte, daß, wenn man alles Fremde daraus entferne, nur weißes Papier übrig bleibe. Epikur[5] hingegen hatte in den dreihundert Bänden, welche er hinterließ, nicht eine einzige Stelle angeführt.

Vor kurzem kam mir eine derartige Stelle vor.[6] Ich hatte mich durch Worte gewunden, die so kraft- und saftlos, so alles Gehaltes und Sinnes bar waren, daß es in der That nur Worte waren. Nach einer langwierigen Wanderung über ödes Blachfeld stieß ich endlich auf eine Stelle voll solch erhabener Schönheiten, daß ihr Flug bis zu den Wolken ging. Wenn ich den Abhang sanft und den Aufstieg etwas lang gefunden hätte, so wäre das entschuldbar gewesen. Es war eine so jähe und abschüssige Felswand, daß ich schon bei den sechs ersten Worten erkannte, daß ich den Flug in die andere Welt nähme. Von dort gewahrte ich dann den düstern Grund, aus welchem ich kam, der so fern und tief dalag, daß ich keinen

[1] Es tritt ihre Gedankenarmut durch den Vergleich mit den geistvollen Anführungen aus antiken Schriftstellern in ein um so grelleres Licht.

[2] Er ist ein Nachfolger des vorhin genannten Kleanthes und gleich diesem ein stoischer Philosoph. Sein Leben umfaßt die Jahre 280—207 vor Christi Geburt.

[3] Medea ist eins von den achtzehn Trauerspielen, welche uns vom Euripides übrig geblieben sind. In diesem Dichter (480—407) beginnt die dramatische Kunst zu sinken; seine Helden reden zuviel, und die Handlung entwickelt sich nicht folgerichtig aus dem Charakter der handelnden Personen.

[4] Es handelt sich um den antiken Geschichtsschreiber Apollodor, nicht um den Maler, den Freund des Sokrates, was schon die Zeitverhältnisse ausschließen.

[5] Epikur, geb. 342 v. Chr. zu Gargettos in Attika, hinterließ mehr als 300 Schriften, die aber sämtlich verloren gegangen sind. Seine Philosophie läßt sich in die Worte fassen: Das höchste Ziel des Menschen ist angenehme Empfindung und ungetrübte Seelenruhe.

[6] d. h. die in so ungeschickter Weise fremde Aussprüche u. s. w. anführte.

Mut mehr hatte, hinabzusteigen. Wenn ich nun aber diese und jene meiner Ausführungen mit jener reichen Ausbeute ausstaffieren wollte, so würde dadurch nur die Armseligkeit der andern in ein um so helleres Licht treten. Bei andern meine eigenen Fehler tadeln, erscheint mir aber ebenso unvernünftig, wie, was ich häufig thue, die anderer an mir zu tadeln. Man muß ihnen überall entgegentreten, ihnen nirgendwo eine Freistätte gönnen. Indessen weiß ich ja, wie kühn ich selbst es immerfort unternehme, mich denen, die ich bestohlen habe (meinen Vorbildern), gleichzustellen, in einer Reihe mit ihnen zu gehen, nicht ohne die verwegene Hoffnung zu hegen, daß ich die Augen der Richter zu täuschen imstande bin, so daß sie uns nicht von einander unterscheiden. Aber das geschieht dann mehr vermittelst meines Fleißes, als vermittelst der Kraft eigenen Denkens. Und ferner messe ich mich mit diesen alten Helden nicht im ganzen, gleichsam Brust an Brust, sondern nur stoßweise, in kleinen und leichten Gängen, nicht unablässig. Ich halte mich nur auf ihrer Spur. Ich gehe nicht eigentlich, sondern ich besinne mich, ob ich gehen soll. Ja, wenn ich mit ihnen Schritt und Tritt halten könnte, dann wäre ich ein gewichster Kerl, denn nur an solchen Stellen unternehme ich es, zu ihrer Höhe emporzuklimmen, wo sie gleichsam recht steil sind. Das thun, was ich bei einigen gesehen habe, nämlich sich so mit fremden Waffen kleiden, daß auch nicht die Spitze der Finger mehr zum Vorschein kommt und sich, wie es Gelehrten in gewöhnlichen Dingen leicht ist, die Gedanken der Alten aneignen, denen hier und da ein eigener Flicken aufgelegt ist, wobei sie dann doch die Entlehnung sorfältig verbergen und das Ganze zu ihrem Eigentum machen, das heißt eine Ungerechtigkeit und Feigheit begehen. Denn eben weil sie nichts Wertvolles besitzen, das auszukramen sich lohnte, so suchen sie sich einen fremden Wert beizulegen. Es ist ferner eine große Dummheit. Sie begnügen sich nämlich damit, sich das Lob der unwissenden Menge zu erschleichen, bringen sich aber bei den Leuten, die Verständnis haben, in Verruf. Denn diese, deren Lob doch allein wiegt, zucken mit Recht die Achseln über einen solchen falschen Firnis. Mir liegt Derartiges völlig fern; ich führe andere nur an, um meine eigenen Gedanken in ein helleres Licht zu rücken. Meine Ausführungen gelten übrigens nicht

von den Mosaikdichtungen,[1] die als solche veröffentlicht werden. Deren habe ich in meinen Tagen sehr geistvolle gesehen, so neben den älteren eine, die den Namen des Capilupi[2] führte. So und in anderer Weise lassen geistreiche Männer ihr Licht leuchten, wie es Lipsius[3] durch jenes gelehrte und arbeitsreiche Gewebe seiner Politica gethan hat.

Wie es damit aber auch stehe und wie ungereimt meine Ausführungen auch sein mögen, so bin ich doch keineswegs gewillt, sie geheim zu halten, ebensowenig wie ich ein Bild geheim halten würde, auf dem der Maler nicht etwa ein vollkommenes Antlitz, sondern meine kahlköpfige und graubärtige Persönlichkeit dargestellt hätte. So sind das auch hier meine Einfälle und Meinungen.[4] Ich biete sie eben nur als das, was ich für wahr halte, nicht als etwas, das man glauben muß. Ich beabsichtige nur, mich so zu zeigen, wie ich augenblicklich bin; morgen bin ich vielleicht ein anderer, wenn eine neue Belehrung mich anders schult. Ich besitze weder das Ansehen, um meinen Worten ohne weiteres Glauben verschaffen zu können, noch wünsche ich das, weil ich mich viel zu schlecht unterrichtet fühle, als daß ich andere unterweisen könnte.[5]

[1] Ich übersetze so das französische Wort »centon«, für welches in der deutschen Sprache ein passender Ausdruck fehlt. Man versteht darunter Dichtungen, welche aus Versen und Versbruchstücken zusammengeleimt worden sind, die man aus allen möglichen Teilen einer fremden Dichtung zusammenlas.

[2] Capilupi, ein Italiener, der von 1498—1560 lebte, hat eine ziemlich große Anzahl solcher Mosaikdichtungen verfaßt. Er entlehnte sie aus Virgil und beschreibt darin, indem er den lateinischen Dichter teilweise umformt, z. B. gottesdienstliche Verrichtungen, wie das hl. Meßopfer. — Ob man derlei das Original verrenkende Spielereien „geistvoll" nennen kann, bleibe dahingestellt.

[3] Justus Lipsius ist einer der gelehrtesten Männer des sechzehnten Jahrhunderts (1547—1606). Er war Professor der Philologie an der Universität zu Löwen. Montaigne unterhielt mit ihm einen ständigen Briefwechsel. — Das hier angeführte Buch sind die Monita et exempla politica.

[4] Er findet, mit anderen Worten, trotz der erheuchelten Bescheidenheit, in die er sich nach dem Geschmack seiner Zeit kleidet, seine geistige Persönlichkeit ebenso beachtenswert, wie sein Äußeres, bei allen auf beiden Seiten vorhandenen Schwächen.

[5] Diese Vorbemerkungen sind in doppelter Weise charakteristisch für Montaigne. Zunächst zeigen sie, daß er nicht ein streng logisch aufgebautes System entwirft, sondern daß er ein geistvoller Plauderer ist, welcher dem

II.

Widmung an die Frau Gräfin von Foix.

Vor einigen Tagen sagte mir jemand, welcher den vorhergehenden Artikel[1] gelesen hatte, ich möchte mich doch etwas ausführlicher über die Erziehung der Kinder verbreiten. Wenn ich nun aber einige Anlage dazu besitze, einen solchen Gegenstand zu behandeln, so könnte ich dieselbe nicht besser verwenden, als den kleinen Weltbürger damit zu begrüßen, dessen Ankunft Ihnen so nahe bevorsteht. (Sie sind eine viel zu wackere Frau, als daß Sie anders als mit einem Sohne beginnen könnten.) Denn da ich so viel zur Herbeiführung Ihres Ehebündnisses beigetragen, so habe ich ein berechtigtes Interesse an der Größe und dem Glück alles dessen, was daraus hervorgeht, ganz abgesehen davon, daß die alten Ansprüche, die Sie auf meine Lehndienste haben,[2] mir die Verpflichtung auferlegen, allem, was mit Ihnen in Verbindung steht, Ehre, Heil und Vorteil zu wünschen. Aber in der That verstehe ich kaum mehr davon, als daß ich meine, daß die schwierigste und wichtigste aller menschlichen Wissenschaften die zu sein scheint, welche die Erziehung und den Unterricht der Kinder behandelt.

III.

Schwierigkeit der Erziehung.

Wie in der Landwirtschaft die Arbeiten, welche dem Pflanzen vorausgehen und das Pflanzen selbst, feststehend und leicht sind, aber dann, wenn das Gepflanzte Leben gewinnt und emporsprießt, vielfache Arbeiten und Schwierigkeiten entstehen, so ist es auch mit dem Menschen. Ihn ins Leben rufen, ist leicht; nachdem er aber geboren ist, macht es viele Mühe, Arbeit und

Zuge seiner Gedanken auch dann gern folgt, wenn er darüber sein Thema fast aus den Augen verliert. Dann geht aus ihnen jene weltmännische Skepsis hervor, die an allem zu zweifeln vorgiebt, selbst an der eigenen geistigen Bedeutung, von der sie doch so sehr überzeugt ist.

[1] Es handelt sich um den 24. Essai, „Über die Pedanterie," der dieser Widmung unmittelbar vorhergeht. Montaigne geißelt darin die Fehler der damaligen Erziehung. Der Essai bildet also die negative Seite der nun folgenden positiven Erörterungen, Ratschläge und Vorschriften.

[2] Vielleicht beziehen sich diese Worte auf eine Art Lehensverhältnis Montaignes zu den Grafen von Foix, vielleicht sind sie bildlich zu deuten.

Sorge, ihn groß zu ziehen und zu unterweisen. Die Neigungen treten im frühen Lebensalter so schwach und undeutlich hervor, die erweckten Hoffnungen sind so unzuverlässig und trügerisch, daß es schwer ist, ein begründetes Urteil abzugeben. Man betrachte nur Cimon, Themistokles und tausend andere. Wie ganz anders sind sie geworden als sie zu werden versprachen! Junge Bären und Hunde zeigen ihre angeborenen Neigungen, aber die Menschen wechseln ihren Sinn leicht oder verbergen doch ihre Eigenart, weil sie schon bald unter dem Joche der Sitten, Ansichten oder Gesetze stehen. Folglich ist es schwierig, Herr zu bleiben über einen angeborenen Hang. Daher kommt es auch, daß man, wenn man einmal einen falschen Weg eingeschlagen hat, sich oft vergeblich bemüht und einen großen Teil der Jugend darauf verwendet, den Kindern Dinge beizubringen, zu denen sie keine Anlagen haben. Gleichwohl bin ich angesichts dieser Schwierigkeit der Meinung, daß man sie immer mit den besten und nützlichsten Dingen bekannt machen soll und sich nicht kümmern soll um so haltlose Vermutungen und Voraussichten, wie wir sie häufig auf kindliche Regungen gründen. Nach meiner Meinung hat Plato denen in seiner Republik zu viel Gewicht beigelegt.[1]

Die Wissenschaft, gnädige Frau, ist eine große Zierde und leistet besonders denen, welchen das Glück eine hohe Stellung verliehen hat, wie Ihnen, hervorragende Dienste. In niederen und gemeinen Händen tritt ihr Wert eben nicht zu Tage. Sie ist weit stolzer darauf, wenn sie Mittel zur Kriegführung, zur Leitung eines Volkes bietet, oder wenn sie freundschaftliche Bande zwischen Fürsten und Völkern webt, als wenn man mit ihrer Hülfe einen dialektischen Beweis führt, einen Rechtsstreit verhandelt, oder eine Anzahl Pillen verordnet. Weil ich nun glaube, daß Sie diesen Zweig bei der Erziehung Ihrer Kinder nicht vergessen werden, Sie, die ja die Annehmlichkeit derselben gekostet haben und die Sie aus einem Geschlechte stammen, das sich auch schriftstellerisch hervorgethan hat — (denn wir haben noch die Schriften jener alten Grafen von Foix,[2] von

[1] Man soll also zunächst eine tüchtige Allgemeinbildung verleihen, ehe man, der Neigung des Knaben folgend, ihn einem besonderen Fache zuführt.

[2] z. B. hatte Gaston III., Graf von Foix (1331—1391), eine Ab-

denen der Herr Graf, Ihr Gemahl, und Sie selbst abstammen, und Franz von Candale,[1] Ihr Herr Onkel, veröffentlicht täglich neue, welche die Kenntnis dieser Eigenschaft Ihrer Familie auf mehrere Jahrhunderte hinaus sichern) —, so will ich Ihnen meine Ansichten darüber, die von den herrschenden Gebräuchen sehr abweichen, mitteilen. Das ist alles, wodurch ich Ihnen in dieser Beziehung von Nutzen sein kann.

IV.

Von der Wahl eines Hauslehrers.

Das Amt eines Erziehers, von dessen Wahl der ganze Erfolg seiner Erziehung abhängt, hat mehrere wichtige Seiten, die ich jedoch nicht alle berühre, weil ich von ihnen nichts Besonderes zu sagen weiß. In dem Punkte, betreffs dessen ich ihm Ratschläge erteile, mag er mir folgen, soweit ihm die Sache einleuchtend erscheint.

Ein Sohn aus vornehmer Familie, der sich die Wissenschaft anzueignen bemüht, thut das nicht, um Geld zu verdienen[2] (denn ein so verwerflicher Zweck ist der Gnade und Gunst der Musen unwürdig und hängt ja auch von anderen ab), noch auch um sonstiger äußerer Vorteile willen, sondern wegen ihrer selbst, und um sich innerlich zu bereichern und zu schmücken. Da ich es für weit erstrebenswerter halte, aus ihm einen tüchtigen Mann als einen Gelehrten zu machen, so möchte ich auch, daß man alle Sorgfalt darauf verwendete, ihm einen Führer zu wählen, der sich mehr durch klaren Verstand als durch vieles Wissen auszeichnete. Man muß zwar sowohl auf gute Sitten und Verstand, als auch auf Wissen sehen, aber doch weit mehr auf erstere. Endlich darf der Erzieher in der Ausübung seines Amtes nicht dem alten Schlendrian folgen.

---

handlung über das Weidwerk hinterlassen, die er »Miroir de Phébus« (Spiegel des Phöbus) betitelt. Er selbst führte davon den Beinamen Phöbus.

[1] Franz von Candale gab 1556 eine lateinische Übersetzung des Euklid und mit Skaliger eine Übersetzung des Hermes Trismegistes u. a. heraus.

[2] Diese Ansicht steht mit der früheren im Einklang, daß die Wissenschaft nur für die höheren und höchsten Stände da sei. Unsere Zeit steht auf einem demokratischeren Standpunkte, wenngleich zugegeben werden muß, daß thatsächlich doch fast nur Angehörige der besitzenden Klassen sich mit ihnen befassen können.

V.

Kritik des rein gedächtnismäßigen Verfahrens.

Bei uns schreit man dem Schüler nur unaufhörlich die Ohren voll, als ob man ihm vermittelst eines Trichters die Weisheit eingießen könnte. Seine Aufgabe besteht dann in nichts weiterem als zu wiederholen, was man ihm vorgesagt hat. Das muß der Hauslehrer besser machen. Er muß von vornherein, je nach dem Fassungsvermögen des Knaben, den er zu bilden hat, damit beginnen, ihn selbst seine Kraft erproben zu lassen. Er muß so verfahren, daß der Knabe an dem Stoffe Gefallen findet, ihn selbst wählt und scheidet. Bald muß er ihm den Weg zeigen, bald ihn selbst denselben finden lassen. Er soll nicht selbst alles bieten und in einem fort sprechen, er muß den Schüler auch seinerseits zu Worte kommen lassen. Sokrates und später Archesilaus[1] ließen erst ihre Schüler reden und dann redeten sie zu ihnen. Obest plerumque iis, qui discere volunt auctoritas eorum, qui docent.[2] Es ist gut, wenn er den Zögling vor sich hertraben läßt, damit er seine Gangart beurteilen könne, um zu wissen, wie weit er sich herablassen muß, um sich seiner Fassungskraft anzupassen. Wenn das richtige Verhältnis fehlt, so wird alles verdorben. Dieses zu treffen und ganz nach ihm zu verfahren, gehört mit zu dem Schwierigsten, was ich kenne. Es ist das Zeichen eines hochbegabten und tüchtigen Mannes, sich zu einem Knaben hinabzulassen und seine Schritte zu lenken. Man geht viel sicherer und fester zu Berg als zu Thal.

Es ist nicht zu verwundern, daß diejenigen, welche, wie unser Brauch es mit sich bringt, viele Kinder von verschiedener Begabung und Ausbildung ganz gleich zu unterrichten und in

---

[1] Sokrates (369—299) und Archesilaus (316—229) sind griechische Philosophen. Letzterer, der Gründer der sogenannten mittleren Akademie, entlehnte sein Lehrverfahren (— das sokratische —) von ersterem. Dieses Verfahren bestand in fortgesetzten Fragen, durch die er seine Schüler bei einer falschen Ansicht ad absurdum führte und sie so von deren Unhaltbarkeit überzeugte und zur Wahrheit führte. — Diese Angaben über Sokrates und Archesilaus finden sich bei Diogenes Laert. IV. 36.

[2] „Am meisten ist denen, welche etwas lernen wollen, die Autorität der Lehrer schädlich." Ein Ausspruch Ciceros in seinem Werke De Natura Deorum I. 5.

derselben Weise zu erziehen sich unterfangen, unter einer ganzen Schar kaum zwei oder drei aufweisen können, bei denen ihre Erziehung irgend welche Früchte gezeitigt hätte.[1] Der Lehrer verlange nicht bloß eine Wiederholung der Worte, sondern ein Eindringen in den Sinn und Gehalt des Gebotenen. Er beurteile den Nutzen, den er gestiftet hat, nicht nach dem, was im Gedächtnis, sondern was im Leben haften geblieben ist. Er lasse den Schüler das, was er gelernt hat, auf hundertfache Weise versetzen, mit verschiedenen Gegenständen zusammenstellen, um zu sehen, ob er die Sache gut erfaßt und ganz zu seinem Eigentum gemacht hat. Über den einzuschlagenden Weg möge er sich in dem pädagogischen System Platos Rats erholen.[2] Es ist ein Zeichen von Unverdaulichkeit oder Magenschwäche, wenn man das Essen so wieder von sich giebt, wie man es zu sich genommen hat. Wenn der Magen das, was man ihm zur Verarbeitung gegeben hat, nicht nach seiner Beschaffenheit und nach seinem Aussehen umgestaltet, so hat er nicht gethan, was seines Amtes ist. Unsere Seele gelangt zu keiner selbständigen[3] Regung, sie wird gebunden und gefesselt durch den Geschmack, den sie an fremden Einfällen findet, und sklavisch fügt sie sich in das Joch dieser Unterweisungen. Man hat uns so sehr an das Gängelband gewöhnt, daß wir nicht mehr frei zu gehen vermögen. Unsere Kraft und Freiheit ist dahin. Nunquam tutelae suae fiunt.[4]

Zu Pisa[5] machte ich die persönliche Bekanntschaft eines

---

[1] Der Satz ist richtig, wenn die Eigenart der einzelnen Schüler überhaupt keine Berücksichtigung findet, und das ist namentlich bei überfüllten Klassen nicht möglich. Richtet er sich, und das scheint sein Sinn zu sein, gegen jeden gemeinsamen Unterricht, so ist er entschieden zu verwerfen. Der Klassenunterricht hat so viel Anregendes und Förderndes, ganz abgesehen von seinen socialen Vorteilen, daß Einzelunterricht ihn niemals allseitig zu ersetzen imstande ist. Dabei bleibt sehr wohl bestehen, daß ein begabter Schüler durch letzteren schneller zum Ziele kommen kann, und selbst ein schwacher leichter gefördert wird.

[2] Dieses System ist wieder das sokratische Lehrverfahren. Es kommt bei Plato zu einer mustergültigen Anwendung in seinen Dialogen.

[3] d. h. bei der jetzt herrschenden Methode.

[4] Sie werden niemals ihre eigenen Herren; oder: sie kommen nie auf eigene Füße zu stehen. Aus Seneka, Epist. 33.

[5] Zu Pisa hielt sich Montaigne während der Reise, die er im Jahre 1580 machte, auf. Wie schon früher bemerkt, genoß Aristoteles

ehrenwerten Mannes, der aber so völlig von Aristoteles eingenommen war, daß sein Hauptgrundsatz lautete: „Der Prüfstein und die Regel jedes sicheren Denkens und jeder Wahrheit ist die Übereinstimmung mit der Lehre des Aristoteles. Was von ihm abweicht, sind Hirngespinste und leerer Wortschwall. Er hat alles erkannt und gesagt.“ Weil diesem seinem Ausspruch eine zu weite und unberechtigte Deutung gegeben wurde, so schwebte er sogar lange in großer Gefahr, der Inquisition zu Rom zu verfallen.

VI.

Die Ausbildung der Urteilskraft.

Der Hauslehrer lasse seinen Zögling alles genau prüfen und pflanze ihm nichts in den Kopf auf bloße Autorität und auf sein Wort hin. Die Grundsätze des Aristoteles seien ebenso wenig anerkannte Wahrheiten für ihn, wie die der Stoiker und Epikureer. Man lege ihm die verschiedenen Ansichten vor, und er mag wählen, wenn er kann. Wenn nicht, so bleibe er beim Zweifel:

Che non men' che saper dubiar m'aggrada.[1]

Denn wenn er durch eigenes Nachdenken zu den Ansichten Xenophons und Platos gelangt, so sind das nicht mehr die ihrigen, sondern es sind seine eigenen. Wer einem andern folgt,

---

damals noch durchweg in der gelehrten Welt ein unumschränktes Ansehen. Einer Reise nach Pisa bedurfte es also nicht, um jemanden kennen zu lernen, der auf ihn schwor.

[1] „Denn nicht weniger als das Wissen sagt das Zweifeln mir zu.“ Aus Dantes Inferno XI. 93. Diese Ansichten des Skeptikers Montaigne sind für die Erziehung der früheren Jugend gänzlich unhaltbar und auch für die reifere Jugend nur beschränkt anwendbar. Es muß der Jugend überall und immer etwas Festes und Sicheres geboten werden; was noch nicht feststeht, gehört im allgemeinen nicht in den Jugendunterricht. Eine Anleitung zum Aburteilen über Dinge und Verhältnisse, für welche das volle Verständnis noch mangelt, macht die Kinder für ihr ganzes Leben anmaßend und vorlaut, rechthaberisch und dünkelhaft. — Man hat diese Ansichten namentlich auch auf das religiöse Gebiet anwenden wollen. Das ist selbstverständlich für jeden Christen unmöglich, welcher seinen Glauben für einen von Gott geoffenbarten hält. Religion, d. h. also in diesem Sinne „Gottes Lehre“, kann dem Kinde nicht fest und eindringlich genug eingeprägt werden.

der folgt einem Nichts; er findet nichts, weil er nichts sucht. Non sumus sub rege; sibi quisque se vindicet.[1] Er soll wenigstens wissen, was er weiß. Er soll sich gleichsam durchtränken mit ihrer ganzen Denkart, aber nicht auf ihre Lehren schwören. Wenn er will, so mag er dreist vergessen, woher er sie hat, wenn er sie nur recht zu seinem Eigentum gemacht hat. Die Wahrheit und das Vernunftgemäße sind ein gemeinsamer Besitz aller Menschen, und gehören ebenso wenig demjenigen als Eigentum an, welcher sie zuerst ausgesprochen hat, wie demjenigen, der sie nach ihm gesagt hat. Was ich und Plato auf dieselbe Weise verstehen und erfassen, das ist in nicht höherem Grade Platos Eigentum als das meinige. Die Bienen saugen an den verschiedensten Blumen, aber wenn sie dann ihren Honig gemacht haben, so ist der ganz ihr Eigentum und kein Thymian oder Majoran mehr. So wird auch der Zögling das, was er anderen entlehnt hat, umbilden und mit einander verbinden, um daraus eine Schöpfung zu gestalten, die ganz sein Eigentum ist, nämlich seine Urteilskraft. Seine Erziehung, seine Arbeit und sein Studium darf keinen andern Zweck haben, als sie auszubilden. Das, was ihm dienlich gewesen ist, muß ganz zurücktreten; nur das, was er daraus geschaffen hat, darf zum Vorschein kommen. Leute, welche Beute gemacht haben oder sonstwie zu Gelde gekommen sind, stellen ihre Häuser oder was sie sonst dafür erworben haben, zur Schau aus, nicht aber das, was sie von ihren Nebenmenschen haben. Die Sporteln, welche ein Jurist einnimmt, bekommt man nicht zu sehen, wohl aber die Verbindungen, die seine Kinder infolge derselben schließen, und die Ehrenämter, die sie bekleiden. Keiner giebt öffentlich seine Einnahme kund, jeder aber bringt das Erworbene zur Geltung.[2]

[1] „Wir stehen nicht unter einem Könige; möge ein jeder frei über sich verfügen." — Eine Stelle aus dem 33. Briefe Senekas.

[2] Obgleich diese stets wechselnden Gestaltungen eines Gedankens nicht alle gleich klar sind, so tritt doch das, was Montaigne sagen will, mit hinlänglicher Deutlichkeit hervor. Das, was ein Schüler durch Studium und Lehre erwirbt, muß von ihm so verarbeitet werden, daß es als sein Eigentum, mit einem für ihn charakteristischen Gepräge zum Vorschein kommt. — So wird das Geld von einem Beutemacher in Häuser u. a. umgesetzt, von einem Juristen (homme de parlement) in ehrenvolle Familienverbindungen und Ämter. So sucht jeder das Erworbene auf *seine* Weise zu verwerten, ohne sich über den Erwerb auszuweisen.

VII.

Die Erziehung muß einen sittlichen Einfluß haben.

Das Ergebnis unseres Studiums sei, besser und weiser zu werden. „Es ist der Verstand," sagt Epicharm,[1] „der sieht und hört; es ist der Verstand, der sich alles zu nutze macht, alles anordnet, ausführt, lenkt und leitet. Alles andere ist blind, taub und ohne Seele."[2] Wahrlich, wir machen den Zögling knechtisch und feige, wenn wir ihm nicht die Freiheit lassen, etwas aus eigenem Antriebe zu thun. Wer fragte jemals seinen Schüler, was er von der Rhetorik, Grammatik, oder von diesem und jenem aus Cicero geschöpften Sinnspruche halte. Mit Haut und Haaren soll gleichsam unser Gedächtnis sie aufnehmen, man behandelt sie, gleich als wären es Orakelsprüche, in denen die Buchstaben und Silben das Wesen der Sache ausmachten. Etwas auswendig gelernt haben, heißt nicht, es wissen; das ist nur ein Festhalten dessen, was man seinem Gedächtnis zur Aufbewahrung gegeben hat.[3] Über das, was man wirklich weiß, verfügt man, ohne auf die Vorlage zu blicken, ohne seine Augen nach dem Buche hin zu lenken. Wie jämmerlich ist eine bloße Buchgelehrsamkeit! Ich meine, sie könnte höchstens als Zierde, nicht aber als Grundlage dienen. Darin bin ich einer Ansicht mit Plato, der sagt, „daß in der Charakterfestigkeit, Zuverlässigkeit und Aufrichtigkeit die wahre Philosophie bestände, daß alles Wissen aber, das einen anderen Zweck verfolge, nur Schminke sei." Ich möchte mal sehen,

---

[1] Epicharm ist ein Pythagoräer, der dem 5. Jahrhundert vor Christi Geburt angehört. Er lebte am Hofe Hieros, des Königs von Syrakus. Die angeführte Stelle stammt aus einer nur in Bruchstücken erhaltenen Schrift: „Über die Natur der Dinge." Sie wird angeführt in Klemens von Alexandriens »Stromata« (Teppiche) II.

[2] Der Verstand (im franz. Text: entendement, d. h. auch Verständnis, Urteilskraft) muß alle andern geistigen Fähigkeiten beherrschen; ohne ihn sind sie wertlos.

[3] Alles und jedes, oder auch nur solches, was verstandesmäßig durchdrungen werden soll, auswendig lernen zu lassen, ist freilich falsch. Aber es giebt doch manches, das eine ganz feste, unveränderliche Form hat und also auch so dem Gedächtnis eingeprägt werden muß. Wer könnte eine mathematische Formel, das apostolische Glaubensbekenntnis, ja auch ein einfaches grammatisches Gesetz u. a. m. dem Schüler anders vermitteln wollen, als durch genaues Auswendiglernen?

wie es Paluel oder Pompejus, die besten Tänzer meiner Zeit, fertig brächten, uns ihre Kunstsprünge zu lehren nur vom Ansehen, ohne daß wir uns vom Platze zu rühren brauchten. Und doch will man heutzutage unsern Verstand ausbilden, ohne ihn in Thätigkeit zu versetzen. Gerade wie wenn man uns lehren wollte, ein Pferd zu lenken, eine Lanze zu handhaben, eine Laute zu spielen oder zu singen, ohne daß die geringste Übung nebenher ginge, so will man uns lehren, richtig zu denken und zu reden, ohne daß wir uns weder im Reden noch im Denken üben. Wenn man es richtig anfängt, so kann alles, was uns begegnet, ein wissenschaftliches Buch ersetzen. Der boshafte Streich eines Pagen, die Dummheit eines Dieners, eine bei Tisch geführte Unterhaltung können den Stoff bieten.[1]

VIII.

Die Nützlichkeit des Reisens und des Studiums der fremden Sprachen.

Zu einer solchen Belehrung ist auch der Verkehr mit Menschen und der Besuch fremder Länder wunderbar geeignet. Freilich soll man von dort nicht so sehr, wie es bei dem französischen Adel Sitte ist, eine Kenntnis darüber mit heimbringen, wie viel Schritte die Santa Rotonda[2] im Umfang hat, oder welch reichgestickte Unterhosen die Signora Livia[3] trägt oder, wie es bei anderen der Fall ist, wie viel der Kopf

---

[1] Montaigne verlangt also mit Recht, daß man an etwas dem Zögling Bekanntes anknüpfe, wenn es gilt, seine geistigen Kräfte zu wecken oder sein sittliches Verhalten zu fördern.

[2] Die Santa Rotonda ist der als Pantheon erbaute und auch gewöhnlich so benannte Tempel. Er wurde unter der Regierung des Augustus (um 25 n. Chr.) von Agrippa aufgeführt und ist jetzt in eine christliche Kirche umgewandelt worden, die den Namen Santa Maria ad martyres führt. Mit ihrem Durchmesser und ihrer Höhe von je 180 Fuß, ihrer aus 16 korinthischen Säulen gebildeten Vorhalle ist sie eins der gewaltigsten Bauwerke Roms. In eigentümlicher Weise wird ihr Licht zugeführt durch eine mitten in der flach gewölbten Decke angebrachte Öffnung. — In dem Pantheon befindet sich jetzt das Grabmal des Königs Viktor Emanuel.

[3] Vielleicht ein fingierter Name, vielleicht der Name einer Dame, von welcher Montaigne auf seiner italienischen Reise hatte sprechen hören.

des Nero auf irgend einer dortigen Ruine länger und breiter ist, als der auf einer ähnlichen Medaille, sondern hauptsächlich, um den Charakter und die Sitten jener Nationen kennen zu lernen, und durch die Reibung mit anderen Leuten den eigenen Verstand zu feilen und zu schleifen. Ich möchte, daß man das Kind schon in früher Jugend mit auf Reisen nähme und zwar zunächst zu den benachbarten Völkern, deren Sprache von der unseren gänzlich abweicht. Wenn man sie in derselben nicht frühzeitig übt, so gewöhnt sich die Zunge nicht mehr an sie. Wenn man aber meinem Rate folgt, so erreicht man zwei Vorteile auf einen Schlag.[1]

IX.

Die körperliche Erziehung.

Eine wohl von allen geteilte Überzeugung ist es, daß man nicht gut daran thut, ein Kind nur im Schoße seiner Familie zu erziehen.[2] Die angeborene Liebe macht selbst die vernünftigsten Eltern zu zärtlich und nachsichtig. Sie sind weder imstande, seine Fehler zu züchtigen, noch es abzuhärten und so für Gefahren zu stählen, wie es doch nötig ist. Sie können es weder sehen, wenn es schweißtriefend und staubbedeckt von seinen

---

[1] Nämlich das Volk und seine Sprache kennen zu lernen. — Die Ansicht, Kinder schon früh von der Heimat loszulösen und mit in fremde Länder zu führen, ist durchaus zu verwerfen, und Locke, der sonst Montaigne so viel entlehnt, hat sich diese Ansicht auch nicht zu eigen gemacht. Der Mensch muß zunächst mit allen seinen Fasern in der Heimat haften, durch die Stetigkeit der empfangenen Eindrücke und Vorstellungen den Grund zur Charakterbildung gelegt haben und möglichst gut sittlich wie geistig vorgebildet sein, wenn Reisen ins Ausland wirklichen Nutzen stiften und nicht schädlich wirken sollen.

[2] Die Erziehung im Elternhause ist, wenn nicht ganz besondere Umstände eine Abweichung bedingen, jeder anderen vorzuziehen. Eine Erziehung außerhalb des Elternhauses wird besonders das Gemüt verkümmern lassen, und jenen Sinn für den stillen häuslichen Frieden und für die Bande der Familie ertöten, der zugleich das ganze sittliche Dasein des Menschen so mächtig beeinflußt. Übrigens schließt die häusliche Erziehung eine solche außerhalb des Elternhauses keineswegs aus, sie bildet vielmehr, wenn sie gut ist, eine glückliche Ergänzung der ersteren. — Ob Montaigne eine vom Elternhause völlig losgelöste Erziehung im Auge hat, geht aus dem folgenden nicht klar hervor.

Übungen heimkehrt, bald kalt, bald warm trinkt, ein störrisches Pferd reitet, noch wenn es gegen einen gewandten Fechter mit dem Florett angeht oder den ersten Büchsenschuß thut. Und doch giebt es nur ein Mittel, es zum tüchtigen Manne zu machen, nämlich, es nicht in der Jugend zu verzärteln. Über die Anordnungen der Ärzte muß man sich oft hinwegsetzen:

Vitamque sub dio et trepidis agat
In rebus.[1]

Es ist nicht genug, den Geist des Knaben zu kräftigen, es müssen auch seine Muskeln gekräftigt werden. Man mutet ersterem leicht zuviel zu, wenn nicht ein kräftiger Körper sein Träger ist, und es ist für ihn allein zu schwer, ein doppeltes Amt zu versehen. Ich weiß, wie leicht der meinige abgespannt wird, weil er an einen so zarten und empfindlichen Körper gefesselt ist, der seine Arbeit auf ihn abwälzt. Und oft finde ich in den Schriften, die ich zu meiner Belehrung lese, daß meine alten Meister das als Seelengröße und gewaltigen Mut auslegen, was nur die Folge einer dicken Haut und fester Knochen ist.

Ich habe Männer, Frauen und Kinder kennen gelernt, die so geartet waren, daß sie sich aus einer ganzen Tracht Prügel weniger machten, als ich aus einem Nasenstüber, und die bei den Schlägen, die sie bekamen, weder aufschrieen noch die Augenbrauen zuckten. Wenn Athleten es in der Tugend der Geduld den Weltweisen gleich thun, so zeugt das weit mehr von starken Nerven als von mutigem Sinne. Wenn man sich an das Joch der Arbeit gewöhnt, so gewöhnt man sich auch daran, den Schmerz zu ertragen: labor callum obducit dolori.[2] Man muß also den Zögling an die Mühe und Beschwerlichkeit der Leibesübungen gewöhnen, um ihn so zu schulen, daß er Verrenkungen, Leibschneiden, Brandwunden, ja auch das

[1] „Er soll sein Leben unter freiem Himmel und in Gefahren zubringen." Horaz, III. Buch der Oden, II, Vers 5 u. 6. — Die Betonung körperlicher Abhärtung in der Erziehung ist eine berechtigte Forderung Montaignes, die von Locke übernommen wurde, und von da an ein fester Satz der Erziehungslehre blieb. Leider ist die Praxis hinter der Theorie sehr weit zurückgeblieben. Das ist für unsere Zeit, die weit größere geistige Ansprüche an alle Stände stellt, doppelt bedauernswert.

[2] „Arbeit härtet uns gegen den Schmerz ab." Aus Ciceros Tuskulanen 2. Buch, 15. Kapitel.

Gefängnis und die Folter über sich ergehen lassen kann. Denn auch mit den letzteren kann er zu thun bekommen, die, je nach den Zeitereignissen, die Guten wie die Bösen treffen.[1] Das haben wir selbst erfahren. Wer gegen die gesetzliche Ordnung kämpft, der bedroht die meisten friedlich lebenden Leute mit Geißel und Strang.

Um nun zum früher Gesagten zurückzukehren, so leidet durch die Gegenwart der Eltern das Ansehen des Erziehers, das dem Zögling gegenüber unumschränkt sein muß, ja es wird durch sie aufgehoben. Wenn man noch die Achtung hinzurechnet, mit welcher die Dienerschaft dem Kinde begegnet, und sein allmähliches Bekanntwerden mit dem Besitz und der hohen Stellung seines Hauses, so wird man meine Meinung teilen, daß da, zumal bei diesem Alter, nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden sind.

X.

Wie soll man aus dem Verkehr mit den Menschen Nutzen ziehen?

Oftmals habe ich bemerkt, daß man in der Schule des Verkehrs mit Menschen weit mehr dahin strebt, selbst bekannt zu werden, als Menschenkenntnis zu erwerben, mehr bemüht ist, seine Ware an den Mann zu bringen, als neue dazu zu erlangen. Es sind aber gerade Schweigsamkeit und Bescheidenheit die Eigenschaften, welche im Umgang mit Menschen am besten stehen. Man leite den Zögling dazu an, mit dem Wissen, das er erworben hat, zurückhaltend und sparsam zu sein. Ferner nicht alles dumme und einfältige Gerede, das in unserer Gegenwart zum besten gegeben wird, gleich übel zu nehmen. Denn es ist Unhöflichkeit, durch welche wir zugleich lästig fallen, wenn wir an allem Anstoß nehmen, was nicht nach unserem Geschmack ist. Ihm sei es genug, sich selbst zu bessern; er gebe sich nicht den Anschein, als wolle er anderen alles das zum Vorwurf machen, was ihm nicht gefällt, noch auch als wolle er sich in Widerspruch setzen mit den herrschenden Sitten.[2]

[1] Wahrscheinlich eine Anspielung auf die Hugenottenkriege.

[2] Mit anderen Worten soll er nicht in Dingen, die an sich gleich-

Licet sapere, sine pompa, sine invidia.[1] Der junge Mann vermeide es, den Schulmeister zu spielen und dadurch unhöflich zu erscheinen; er vermeide den kindischen Ehrgeiz derer, die klüger erscheinen wollen als sie sind, um für etwas ganz Besonderes zu gelten, oder derer, die sich durch Tadel und Neuerungen den Ruf eines hervorragenden eigenen Wertes verschaffen wollen. Wie es nur den großen Dichtern zusteht, poetische Licenzen zu gebrauchen, so erträgt man es auch nur von großen und berühmten Geistern, wenn sie sich über das Hergebrachte hinwegsetzen. Si quid Socrates et Aristippus contra morem et consuetudinem fecerunt, idem sibi ne arbitretur licere; magnis enim illi et divinis bonis hanc licentiam assequebantur.[2] Man lehre den Zögling, sich nicht auf eine Auseinandersetzung oder einen Streit einzulassen, wenn er nicht einen seiner würdigen Gegner vor sich hat, und sich selbst dann nicht aller Kunstgriffe zu bedienen, die ihm von Nutzen sein können, sondern nur deren, die ihm am meisten von Nutzen sind. Man muß ihm ein feines Gefühl für die Wahl und Verbindung seiner Gründe beibringen und Liebe zum bestimmten und folglich kurzen Ausdruck. Besonders weise man ihn auch an, der Wahrheit voll zu huldigen und vor ihr die Waffen zu strecken, sobald er gewahrt, entweder daß sie auf seiten seiner Gegner ist, oder daß sie ihm selbst aufdämmert, dadurch, daß er sich neu besinnt. Denn er soll nie einen Lehrstuhl betreten, um eine vorgeschriebene Rolle herzusagen. Er tritt für eine Sache nur ein, weil er sie billigt. Er wird nie zu denen gehören, die für bares Geld die Freiheit veräußern, einen gethanen Schritt zu bereuen und wieder in die früheren Verhältnisse zurückzutreten: Neque ut omnia quae praescripta et imperata sint, defendat, necessitate ulla cogitur.[3]

---

gültig sind, von allen Menschen fordern, daß sie seiner Ansicht nachleben. Er soll das zu seiner Lebensweisheit machen, was man gewöhnlich durch den Spruch giebt: „Leben und leben lassen."

[1] „Es ist sehr wohl möglich, weise zu sein, ohne auf seine Weisheit eitel zu sein und so Neid zu erregen." (Aus Senekas 103. Briefe.)

[2] „Möge niemand glauben, daß deshalb, weil Sokrates und Aristippus etwas gegen die Sitte und Gewohnheit thaten, ihm das auch erlaubt sei; denn jenen verliehen große, ja göttliche Gaben eine Berechtigung dazu." (Aus Cicero, De officiis I. Kap. 41.)

[3] „Er wird durch keinen Zwang dahin gebracht, alles, was vorgeschrieben und anbefohlen ist, zu verteidigen." (Aus Ciceros Acad. II. 3.)

XI.

Pflichten gegen den Fürsten.

Wenn sein Erzieher derselben Ansicht ist wie ich, so wird er seinen Willen so ausbilden, daß er ein sehr treuer Diener seines Fürsten wird, ihm ganz ergeben und von hohem Mute beseelt ist, aber er wird sein Streben, demselben anders als durch Erfüllung seiner staatlichen Pflichten zu dienen, in Schranken halten. Außer mehreren anderen Unzuträglichkeiten, welche unserer Freiheit aus besonderen Verbindlichkeiten erwachsen, ist das Urteil eines besoldeten und erkauften Mannes entweder behinderter und unfreier, oder er ladet den Vorwurf der Unbesonnenheit und Undankbarkeit auf sich. Ein eigentlicher Höfling darf von einem Herrn, der ihn unter so vielen Unterthanen auserlesen hat, um ihn zu unterhalten und mit eigener Hand zu erheben, nicht anders als günstig reden und denken. Diese Gunstbezeugungen und Vorteile blenden ihn und machen, nicht ohne eine gewisse Berechtigung, eine freie Meinungsäußerung unmöglich. Daher findet man gewöhnlich, daß derartige Leute über staatliche Angelegenheiten ganz anders reden, als andere und in dergleichen Dingen wenig Vertrauen verdienen.

XII.

Man muß den Mut haben, seine Irrtümer einzugestehen.

Aus allen Reden des Zöglings müssen seine Gewissenhaftigkeit und seine Tugend, denen nur die Vernunft als Führerin dient, hervorleuchten. Man mache ihm klar, daß das Eingeständnis eines Fehlers, den er in seinen eigenen Meinungen entdeckt, wenn er auch von anderen noch nicht gewahrt ist, ein Zeichen von gesundem Urteil und Aufrichtigkeit ist, wonach er vor allem streben soll. Das hartnäckige Bestehen auf seiner Ansicht und Streitsucht sind gemeine Eigenschaften, die bei niedrigen Menschen zu finden sind. Zu den seltenen, edlen und eines Philosophen würdigen Eigenschaften gehört es hingegen, sich eines andern und bessern zu besinnen und eine unhaltbare Ansicht aufzugeben, wäre man auch noch so sehr für sie entbrannt. Man empfehle ihm, auf alle zu achten, wenn er in

Gesellschaft ist. Denn ich habe gefunden, daß die höchsten Rangsitze gewöhnlich von den unfähigsten Männern eingenommen werden, und daß Glücksgüter sich selten mit bedeutenden Geistesgaben verbunden finden. Ich habe es erlebt, daß, während man sich am oberen Ende der Tafel über die Schönheit eines Teppichgewebes oder den Geschmack des Malvasiers[1] unterhielt, viele feine Bemerkungen, die am unteren Ende der Tafel fielen, verloren gingen. Er lerne von einem jeden, soweit dessen Kenntnisse reichen. Einen Ochsentreiber, einen Maurer, einen zufällig des Weges Gehenden muß er sich zu nutze machen und ihm die Ware entnehmen, die er feilzubieten hat. Alles findet eben im Haushalt seine Verwendung. Selbst die Dummheiten und Schwächen anderer dienen ihm zur Lehre. Daraus, daß er das gute wie das minderwertige Benehmen eines jeden beobachtet, wird von selbst das Bestreben entspringen, das gute nachzuahmen, das schlechte aber verächtlich von sich zu weisen.

XIII.

Die Beobachtung der Dinge.[2]

Man rege in dem Zögling einen edlen Wissensdurst an, der sich über alles genau zu unterrichten sucht. Er muß auf alles Obacht haben, was in seiner Umgebung irgend etwas Hervorragendes an sich hat, sei es ein Gebäude, ein Springbrunnen, ein Mann, die Örtlichkeit, wo vor Zeiten eine Schlacht geschlagen wurde, oder eine Stelle aus Cäsar oder Karl dem Großen.

Quae tellus sit lenta gelu, quae putris ab aestu;
Ventus in Italiam quis bene vela ferat.[3]

Er wird sich nach den Sitten, der Macht und den Familien-

---

[1] Einer der berühmtesten griechischen Weine.

[2] Der Anschauungsunterricht d. h. der Unterricht, welcher, ohne den Umweg des Buches zu benutzen, an die Sache selbst anknüpft und durch ihre Betrachtung, Vergleichung mit anderen u. s. w. zu eigenem Denken anzuregen sucht, wird in den nachfolgenden Zeilen gefordert.

[3] „Wo die Erde von Frost erstarrt, wo sie von sommerlicher Glut zu Staub zermalmt sei, und welcher Wind die Schiffe am schnellsten nach Italien treibe." Properz IV. III. 39.

verbindungen dieses und jenes Fürsten erkundigen. Das alles sind Dinge, die sehr angenehm zu lernen und sehr nützlich zu wissen sind.[1]

XIV.

Wie man die Alten studieren soll.

Wenn ich sage, daß der Zögling mit den Menschen umgehen soll, dann meine ich damit auch, und zwar vorzugsweise, diejenigen, welche nur noch in den Büchern fortleben. Vermittelst des Studiums der Geschichte tritt er aber gleichsam in Verkehr mit den großen Geistern der besten Zeiten. Ihr Studium kann nutzlos, aber auch von hohem, von unschätzbarem Werte sein; es war, wie Plato sagt,[2] das einzige, welches die Lacedämonier sich vorbehalten hatten. Welchen Nutzen wird ihm in dieser Hinsicht nicht das Lesen der „Lebensbeschreibungen" unseres Plutarch[3] bringen? Aber der Erzieher muß vor allem bedenken, was seine Aufgabe ist. Er richte weniger sein Augenmerk darauf, dem Zögling die Jahreszahl der Zerstörung von Karthago einzuprägen, als ihn mit den Sitten Hannibals und Scipios bekannt zu machen, nicht darauf, wo Marcellus starb, sondern darauf, daß es eines mit einer solchen Aufgabe betrauten Mannes unwürdig war, dort zu fallen.[4] Nicht so sehr die Thatsachen der Geschichte soll er dem Zögling beibringen, sondern dieser sie vielmehr beurteilen lernen. Die

[1] Er will »utile cum dulci« das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. Angenehm und leicht soll die Art des Lernens, die Methode, sein; nützlich d. h. mit Nutzen verwendbar das Erlernte, der Lernstoff. — Daß Montaigne nicht so einseitig ist, die Bücher ganz aus dem Unterricht verbannen zu wollen, geht aus dem Nachfolgenden hervor.

[2] In dem Dialog, welcher „Der große Hippias" betitelt ist, Kap. IV.

[3] Es sind die *„Βιοὶ παραλλῆλοι"* des Plutarch gemeint. Das Beiwort „unser" drückt vielleicht die Hochschätzung aus, welche das humanistische Zeitalter mit Recht vor dem griechischen Geschichtsschreiber hatte. Vielleicht geht es auch auf die mustergültige Übersetzung von Amyot, die im Jahre 1559 erschienen war. Durch sie wurde das Werk auch denjenigen Kreisen in Frankreich zugänglich gemacht, welche der Ursprache nicht mächtig waren, und zwar hatte die Übersetzung einen guten Teil des Reizes gewahrt, welchen das Original auf uns ausübt.

[4] Er fiel nämlich 208 v. Chr. G. unweit von Venusia in einem Hinterhalt, in den er durch seine Sorglosigkeit und Unvorsichtigkeit geraten war.

Geschichte ist nach meiner Ansicht gerade derjenige Gegenstand, den unser Geist sich auf die verschiedenste Weise zu nutze macht. Ich habe aus dem Livius hundert Dinge herausgelesen, welche ein anderer nicht herausgelesen hat. Plutarch hat aus ihm hundert andere herausgelesen, die wieder von den meinigen abwichen, und die der Schriftsteller vielleicht gar nicht hineingelegt hat. Für die einen wird ihr Studium zu einem rein grammatischen, für andere zu einer philosophischen Gedanken-Zergliederung, durch welche die dunkelsten Teile unserer Natur sich aufhellen.[1] Im Plutarch kommen viele ausführliche Erörterungen vor, die es wohl wert sind, gründlich erfaßt zu werden. Nach meiner Ansicht ist er darin ein Meister. Aber tausenderlei Dinge berührt er auch nur ganz oberflächlich. Er giebt uns einen Fingerzeig, woher wir gehen können, wenn es uns beliebt, und begnügt sich zuweilen damit, in die lebhafteste Darstellung eine leichte Andeutung hineinzuwerfen. Man muß sie dann dort herausheben und gleichsam auf den Tagesmarkt bringen. So hat vielleicht sein Wort, „daß die Einwohner Asiens nur deshalb einem einzigen gehorchten, weil sie eine Silbe, nämlich »nein« nicht aussprechen könnten", dem La Boëtie[2] Stoff und Anlaß zu seinem Werke über „Die freiwillige Knechtschaft" geliefert. Es wiegt oft eine lange Erörterung auf, wenn man ihn einen unwichtigen Vorgang oder auch ein scheinbar unbedeutendes Wort in das Leben eines Mannes einreihen sieht. Doch ist es schade, daß geistvolle Leute die Kürze so sehr lieben. Ohne Zweifel gereicht sie ihnen zu höherem Ruhme, aber uns zum

[1] Die grammatische Leseweise mag wohl, wenn wir die Grammatiker von Beruf ausnehmen, von allen die am wenigsten empfehlenswerte sein. Aber wahr ist, daß nur dann das Lesen eines Schriftstellers von dauerndem Werte ist, wenn die eigene Thätigkeit, die im Erfassen, Erklären und Berichtigen bestehen kann, neben demselben hergeht. — Ebenso läuft das, was Montaigne von der Geschichte sagt, im wesentlichen auf die Forderung unserer Zeit hinaus, daß der Kulturgeschichte vor dem rein Thatsächlichen der Vorzug gebührt. Auch das ist richtig, daß sich an die Geschichte manche fruchtbringende Erörterungen anschließen lassen. Freilich soll sie nie bloßes Mittel zum Zweck sein.

[2] La Boëtie war ein Freund und Landsmann Montaignes, dem dieser in herzlicher Liebe zugethan war. Geboren 1530 zu Sarlat, starb er schon 1563. (Vgl. die Einl. S. 6 u. ff.) — Die von Plutarch angeführte Stelle steht in einem Werkchen, das den Titel führt „Von der bösen Scham".

Nachteil. Plutarch will vor uns lieber durch Geistesschärfe, als durch sein Wissen glänzen, er will uns lieber das Gefühl des Hungers nach weiterer Nahrung von seiner Seite belassen, als das voller Sättigung.[1] Er wußte, daß man auch über wertvolle Dinge sich zu breit auslassen kann, und daß Alexandridas demjenigen, welcher den Ephoren zwar gute, aber zu lange Reden hielt, mit Recht folgenden Vorwurf machte: „O Fremdling! Du sagst zwar das Richtige, aber nicht in richtiger Weise."[2] Magere Leute suchen ihrem Körper durch gut gefütterte Kleider ein vollständigeres Ansehen zu geben. Leute, die nur wenig zu sagen haben, ergehen sich in breite Worte.

XV.

Vom Verkehr mit den Leuten und dem Studium der Menschen.

Aus dem Verkehr mit den Menschen erwächst dem menschlichen Geiste eine wunderbare Klarheit. Sonst aber bleiben wir Leute von geringer Gesichtsweite, deren Blick nicht über das Nächstliegende hinausreicht. Als man Sokrates fragte, woher er stamme, antwortete er nicht: „Aus Athen", sondern: „Aus der Welt". Sein Blick, der weit freier und umfassender war, umspannte die Welt ebenso sehr wie seine Vaterstadt. Er erlas sich seine Bekannten, seinen Verkehr und seine Lieblinge aus dem ganzen menschlichen Geschlecht, und war darin ganz verschieden von uns, für die nur das in Betracht kommt, was vor uns liegt. Wenn in meinem Dorfe die Weinberge durch Frost leiden, so erklärt mein Pfarrer das für einen Beweis, daß der Zorn Gottes auf dem ganzen Menschengeschlecht ruhe, und meint, daß die Kannibalen nun verdursten müßten. Wer ruft, wenn er unsere Bürgerkriege[3] sieht, nicht aus, die

---

[1] Das erinnert an den bekannten Spruch Voltaires:
Si l'on veut intéresser, il ne faut pas tout dire.
Willst du Interesse erwecken, so darfst du nicht alles sagen.

[2] Aus Plutarchs Schrift: „Apophthegmata der Lacedämonier": Alexandridas. § 2.

[3] Gemeint sind die Hugenottenkriege, welche von 1562–1598 dauerten. Die Hugenotten (so nannte man die französischen Protestanten) waren ebenso sehr eine politische wie eine religiöse Partei.

Welt ginge unter, und der jüngste Tag sei nahe, ohne zu bedenken, daß schon viel schlimmere Dinge vorgekommen sind und daß während dessen die zehntausend anderen Teile der Welt in Glück und Frieden leben. Ich meinesteils wundere mich darüber, daß sie bei der Zügellosigkeit und Strafloſigkeit noch so gelinde und glatt verlaufen. Wem es auf den Kopf hagelt, der meint, der ganze Erdball habe Sturm und Gewitter. Und ein Savoyarde sagte einst: „Wenn dieser dumme König von Frankreich sein Glück richtig verstanden hätte, so wäre er Oberhofmeister bei meinem Herzog worden.“ [1] Seine Phantasie konnte sich eben nichts Größeres und Erhabeneres denken als seinen Herrn. Unbewußt sind wir alle in diesem Irrtum befangen, der doch bedeutsame und nachteilige Folgen hat. Aber wer sich, wie auf einem Gemälde, das große Bild unserer Mutter, der Natur, in ihrer ganzen Herrlichkeit vorstellt; wer in ihrem Antlitze einen allgemeinen und sich stets gleich bleibenden Wechsel gewahrt, wer sich darauf — und nicht allein sich, sondern ein ganzes Königreich — als einen feinen Pinselstrich erkennt: nur der schätzt die Dinge nach ihrer wirklichen Bedeutung.

Dieser große Erdenball, den manche noch wie die Arten zu Gattungen vervielfachen,[2] ist der Spiegel, in dem wir uns beschauen müssen, um uns recht zu erkennen. Kurz, die Welt soll das Buch meines Schülers sein. All die verschiedenen Gemütsanlagen, Sekten, Urteile und Meinungen, Gesetze und Gewohnheiten lehren uns unsere eigenen richtig beurteilen, lehren unsern Verstand seine Unvollkommenheit und seine ihm von Natur anhaftende Schwäche kennen. Eine solche Lehrmethode ist nicht gering anzuschlagen. Alle die Veränderungen im staat-

[1] Alles Vorstehende sind mehr oder minder launige Beispiele für die Urteilslosigkeit der Menschen, deren Blick über die nächste Umgebung nicht hinausreicht. — Unter dem Herzog von Savoyen ist wohl Emmanuel Philibert zu verstehen, welcher mit dem Grafen Egmont 1559 den Sieg bei St. Quentin erfocht. Er verlegte den Sitz der Regierung von Chambéry nach Turin und somit den Schwerpunkt seiner Besitzungen auf italienisches Gebiet.

[2] Wohl so zu verstehen, daß die Erde zur Art der Planeten und mit diesen zur Gattung der Sterne gehört. Mit anderen Worten: Diese Erde, von welcher wir einen so winzigen Teil ausmachen, ist ein gleich winziges Teilchen des großen Weltenraumes.

lichen Leben und all der Wechsel im Volkswohlstand lehren uns, von unserm eigenen nicht so gewaltig Aufhebens zu machen. Alle die Namen, Siege und Eroberungen, welche die Nacht des Vergessens deckt, machen die Hoffnung lächerlich, unsere Namen dadurch zu verewigen, daß wir zehn Troßknechte abgefangen und einen Hühnerhof erstürmt haben, dem erst diese Waffenthat zu einem gewissen Ruhme verhalf. Und wenn wir draußen oftmals Hochmut und Stolz im Prunk sich entfalten sahen und die aufgeblasene Herrlichkeit all der Höfe und hochstehenden Personen, dann sind unsere Augen hinlänglich gekräftigt und gesichert, um daheim den Glanz, den unsere eigenen Landsleute entfalten, zu ertragen, ohne daß wir die Augen zu senken brauchen. Und die unzähligen Menschen, die schon vor uns ins Grab stiegen, benehmen uns jede Furcht, in jene Welt hinüberzugehen und in eine so gute Gesellschaft einzutreten. So könnte man noch weiter fortfahren. „Unser Leben," so sagte Pythagoras,[1] „gleicht der großen und volkreichen Versammlung der olympischen Spiele. Die einen üben ihren Körper, um bei den Spielen Ruhm zu erwerben, andere bringen ihre Waren zum Verkauf dorthin, um Gewinn zu erzielen. Wieder andere — und das sind nicht die schlechtesten[2] — haben kein anderes Ziel im Auge als zu sehen, wie und warum alles geschieht. Sie wollen die Zuschauer bei allen Lebensäußerungen anderer Menschen spielen, um ihr Leben darnach zu beurteilen und zu regeln."

---

[1] Dieser Vergleich ist Ciceros Tuskulanen V. 3. entlehnt und von Rousseau im Emil I. 4. wieder angewandt worden, der ihn wahrscheinlich aus Montaigne schöpfte. — Pythagoras lebte im 6. Jahrhundert. Geboren 569 auf Samos, nahm er auf großen Reisen das ganze Wissen jener Zeit in sich auf, verarbeitete es zu einem einheitlich zusammenhängenden Ganzen und übertrug es so auf seine Schüler. Er erreichte ein Alter von 99 Jahren und ist eine der größten Erscheinungen unter den griechischen Philosophen. Der große Epaminondas war ein Pythagoräer.

[2] Es ist klar, daß dieser Zwischensatz dazu dienen soll, den Leser auf Montaignes eigene Meinung hinzuweisen, m. a. W. daß er das Nachfolgende als seine Forderung stellt.

XVI.

Vom Studium der Moral.

An Beispiele[1] lassen sich am besten alle nützlichen Lehren der Weltweisheit anschließen, welche dem menschlichen Handeln zur Richtschnur dienen sollen. Man soll ihm also sagen:

Quid fas optare, quid asper
Utile nummus habet; patriae carisque propinquis
Quantum elargiri deceat; quem te Deus esse
Iussit, et humana qua parte locatus es in re;
Quid sumus, aut quidnam victuri gignimur[2] . . .

was wissen oder nicht wissen denn eigentlich heißt; was der Zweck des Studiums sein soll; was Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit ist, worin sich Ehrbegierde und Geiz, knechtischer Sinn und der schuldige Gehorsam gegen die Obrigkeit, Zügellosigkeit und Freiheit unterscheiden; an welchen Zeichen man die wahre und echte Zufriedenheit erkennt; wie weit die Furcht vor dem Tode, dem Schmerze und der Schande gehen darf;

Et quo quemque modo fugiatque feratque laborem;[3]

welche Triebfedern uns bewegen und worin all die verschiedenen Regungen in unserer Brust ihren Grund haben. Denn ich meine, man solle dem Zöglinge zunächst solche Lehren zum Verständnis bringen, welche seine Sitten und sein Denken in die richtigen Bahnen leiten; welche ihn zur Selbsterkenntnis führen, durch die er gut leben und sanft sterben lerne. Be-

[1] d. h. an Vorgänge, die der Lehrer dem täglichen Leben und der Geschichte entlehnt. Aus dem Zusammenhang des Satzes ist schon ersichtlich, daß es sich nicht um das Beispiel handelt, das der Lehrer den Schülern vorleben soll. — Unter Moral haben wir hier nicht die christliche Moral zu verstehen, sondern alles, was der Begriff Ehre und Würde dem feingebildeten Weltmanne vorschreibt, der in der Philosophie der Alten geschult worden ist.

[2] Die Stelle stammt aus der 3. Satire des Persius, eines Dichters der römischen Kaiserzeit. V. 69 u. ff.:

„Was zu wünschen erlaubt ist, welchen Nutzen das schwer zu erwerbende Geld hat, wie viel man davon für das Vaterland und die lieben Verwandten ausgeben soll, wozu uns Gott bestimmt hat und welche Stelle er uns unter den Menschen angewiesen hat, was wir sind oder zu welchem Dasein wir in die Welt getreten sind."

[3] „Und wie man die Leiden fliehen und ertragen soll." Vergils Äneis III. V. 459.

ginnen wir unter den freien Künsten mit derjenigen Kunst, die uns frei macht. Sie dienen ja zwar alle, sei es in dieser, sei es in jener Weise dazu, uns zu zeigen, wie wir unser Leben einrichten und verwenden sollen, wie in gewisser Weise auch alle anderen Dinge solchem Zwecke dienen. Aber wir wollen diejenige wählen, welche unmittelbar und sicher zum Ziele führt. Wenn wir unsere Lebensäußerungen auf ihr richtiges und natürliches Maß zu beschränken verständen, so würden wir finden, daß der beste Teil des heutzutage gebräuchlichen Wissens bei uns gerade keine Verwendung findet. Geschieht das aber einmal, so verliert man sich in ganz überflüssige Weitläufigkeiten und Spitzfindigkeiten, die man lieber auf sich beruhen lassen sollte.[1] Besser ist's, nach der Anweisung des Sokrates[2] unser Studium auf das zu beschränken, was Nutzen stiftet.

Sapere aude,
Incipe: vivendi recte qui prorogat horam,
Rusticus expectat dum defluat amnis; at ille
Labitur, et labetur in omne volubilis aevum.[3]

Es ist eine große Einfalt, unseren Kindern beizubringen:

Quid moveant Pisces, animosaque signa Leonis,
Lotus et Hesperia quid Capricornus aqua;[4]

[1] Es hat mit anderen Worten die Philosophie ihre Verbindung mit dem Leben verloren. Sie ersinnt und behandelt Dinge, die niemals und nirgendwo vorkommen, und läßt die Gründe brach liegen, deren Beackerung so reiche Früchte verhieße. Der Vorwurf war bei den Ausläufern der scholastischen Philosophie berechtigt.

[2] Die Philosophie des Sokrates sah ihren Hauptzweck in der Besserung sowohl des einzelnen Menschen, als auch der staatlichen Verhältnisse. „Das Bewußtsein, selbst besser zu werden und andere besser zu machen, verläßt mich keinen Augenblick," sagt er von sich in Xenophons Memorabilien I. 3. 9. Cicero sagt von ihm in den Tuskulanen, er habe die Philosophie aus dem Himmel gerufen, sie in die Städte gebracht und in die Wohnungen geführt und gezwungen, über Leben und Sitten, Gutes und Böses Untersuchungen anzustellen.

[3] „Wage es, weise zu sein, fange an. Wer die Stunde, da er rechtschaffen zu leben beginnen will, hinausschiebt, gleicht jenem Bauer, der mit dem Übersetzen warten wollte, bis der Fluß vorbeigeflossen wäre. Aber der fließt noch immer und wird ewig dahinströmend seine Wogen ergießen." Horaz, Episteln II. 1. 40.

[4] „Welchen Einfluß die Fische haben und das flammende Zeichen des Löwen und der Steinbock, der in die hesperischen Fluten taucht." Properz, 4. Buch, 1. Elegie, V. 85 u. 86.

sie in der Sternenkunde und über die Bewegung der achten Sphäre zu unterrichten,[1] bevor sie das Nächstliegende kennen.

Τί Πλειάδεσσι κἀμοί;
Τί δ' ἄστρασιν Βοώτεω;[2]

Anaximenes[3] schrieb an Pythagoras: „Wie kann mir die Beschäftigung mit den Geheimnissen der Sterne Genuß gewähren, da ich stets den Tod oder die Knechtschaft vor Augen habe[4] (denn damals rüsteten sich die Könige von Persien zum Kriege gegen sein Vaterland). So muß jeder sagen: „Darf ich über die Bewegungen des Weltalls nachsinnen, während ich gegen Ehrgeiz, Geiz, Frechheit und Aberglauben anzukämpfen habe und noch manche andere Feinde meines Lebens in mir trage?"

XVII.

Andere Studien.

Nachdem man dem Zögling das beigebracht hat, was dazu dient, ihn weiser und besser zu machen, muß man ihn in der Logik, Physik, Geometrie und Rhetorik unterrichten. Da aber sein Verstand schon ausgebildet ist, so wird er bald die Wissenschaft, die man zunächst auswählt, erfassen. Die Unterweisung kann bald mündlich geschehen, bald durch Bücher. Bald lege ihm der Erzieher den Schriftsteller selbst vor, der zu seiner Belehrung geeignet ist, bald biete er ihm Kern und Wesen desselben in einer für seine Fassungskraft passenden Form. Ist er aber selbst nicht hinlänglich mit den Büchern vertraut, um die für seinen Zweck passenden schönen Stellen herauszufinden, so stelle man ihm einen gelehrten Mann zur Seite,

---

[1] Der Glaube, daß die Sterne Einfluß auf das Menschenschicksal hätten, war damals weit verbreitet, und daher auch die Beschäftigung mit den Sternen viel häufiger als in unserer Zeit.

[2] „Was gehen mich die Plejaden an und was die Sterne des Bootes." Aus Anakreons Oden XVII. 10.

[3] Anaximenes ist ein griechischer Philosoph, der zu Milet geboren wurde und von 568—499 lebte.

[4] Dem ist entgegenzuhalten, daß das Nützlichkeitsprinzip nicht einseitig betont werden darf. Wissenschaftliche Forschungen tragen auch ohne praktische Ergebnisse ihre Berechtigung in sich, da sie uns neue Wahrheiten erschließen.

der in jedem Falle die nötige Auswahl und Bestimmungen darüber treffe, wie sie dem Zöglinge geboten werden sollen. Wer kann daran zweifeln, daß eine solche Unterrichtsmethode leichter und natürlicher ist als die des Gaza?[1] Die bietet nur dornenreiche und unerquickliche Regeln, leere und trockene Worte, die nichts enthalten, das einem den Geist weckt.[2] Wenn man aber nach meiner Art verfährt, dann findet der Geist Nahrung, ja üppige Weide. Daher ist die Frucht, die sich daraus ergiebt, unvergleichlich größer und gelangt weit eher zur Reife.

XVIII.

Das Studium der Philosophie ist auch für Knaben möglich.

Es ist bezeichnend für unser Jahrhundert, daß selbst bei Leuten von Verständnis die Philosophie[3] ein leeres und luftiges Wort ist, ohne Nutzen und Wert sowohl für geistige Schulung als auch für das praktische Leben. Ich glaube, daß der Grund davon in den Wortklaubereien liegt, welche den Zugang zu ihr verbauen. Man begeht ein großes Unrecht, wenn man sie so darstellt, als läge sie außerhalb des Fassungskreises der Jugend und wenn man ihr ein sauertöpfisches, düsteres und widerwärtiges Gesicht verleiht. Woher soll sie denn diese bleiche und häßliche Maske haben? Es giebt nichts Heitereres, Frischeres, Aufgeräumteres, ja, ich möchte sagen Ausgelassteneres. Sie predigt von nichts anderem als von Festen und guten Tagen.[4]

---

[1] Theodor von Gaza wurde zu Thessalonich geboren und kam um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nach Italien. Mit anderen Gelehrten, die zum Teil gleich ihm aus Griechenland stammten, gründete er die Universität zu Ferrara. Er starb 1478. Montaignes Zeit kannte ihn als den Verfasser einer griechischen Grammatik, die schwer verständlich und für Anfänger nichts weniger wie ermutigend war.

[2] Man sieht, daß die heutzutage aufgestellte Forderung, daß die Grammatik an das Lesen angeschlossen werden soll, daß die Regeln sich aus Gelesenem entwickeln sollen, schon in M. einen Vertreter findet.

[3] Unter Philosophie versteht M. hier, wie schon öfters im Vorhergehenden, die Ethik, die Lehre von den Pflichten.

[4] Das ist entschieden übertrieben, möge man nun die Philosophie als solche ins Auge fassen oder die Moral. Sowohl ein ernstes Studium wie das Streben nach Tugend schließt die Lustigkeit und Aufgeräumtheit

Trübe und finstere Mienen zeigen, daß sie da nicht ihren Sitz hat. Als der Grammatiker Demetrius[1] einst im Tempel zu Delphi eine Anzahl Philosophen traf, welche beisammen saßen, sagte er zu ihnen: „Ich müßte mich sehr täuschen, wenn Ihr, die Ihr so friedlich und heiter da sitzet, in wichtigen Gesprächen begriffen wäret." Darauf antwortete einer von ihnen, Herakleon von Megara: „Mögen diejenigen ihre Stirn in Falten ziehen, welche untersuchen, ob das Futurum von *βάλλω*[2] ein doppeltes λ hat, oder welche die Komparative *χεῖρον* und *βέλτιον* und die Superlative *χείριστον* und *βέλτιστον*[3] abzuleiten suchen, wenn sie sich von ihrer Wissenschaft unterhalten. Philosophische Gespräche pflegen diejenigen zu erheitern und zu erfreuen, welche sie führen, nicht aber sie sauertöpfisch und trübsinnig zu stimmen."

Deprendas animi tormenta latentis in aegro
Corpore; deprendas et gaudia; sumit utrumque
Inde habitum facies.[4]

XIX.

Charakter der wahren Philosophie.

Eine Seele, in welcher die Philosophie ein Heim gefunden hat, muß durch ihre Gesundheit auch den Körper gesund machen. Sie muß auch nach außen hin ihre Ruhe und Zufriedenheit ausstrahlen. Sie muß dem ganzen Äußeren ihr Gepräge aufdrücken, und ihm also eine anmutige Hoheit, eine lebhafte, muntere Haltung und ein zufriedenes und wohlwollendes Wesen

---

aus. Das sagt Montaigne auch selbst an anderen Stellen, z. B. II. Buch, Kap. 11. Man kann also die Stelle nur so verstehen, daß unter tugendhaften Menschen Freude und Heiterkeit gern ihre Stätte finden, oder aber M. spielt hier den Epikureer, während er sich an den anderen Stellen in die ernste Toga des Stoikers hüllt. Da er systemlos augenblicklichen Einfällen folgt, so ist die letztere Annahme durchaus nicht unwahrscheinlich.

[1] Ein sonst unbekannter Schriftsteller des Altertums, den Plutarch in einer Schrift erwähnt.

[2] Das Futurum von *βάλλω* werfen heißt *βαλῶ* mit einem λ.

[3] Es sind das Komparativa und Superlativa zu *ἀγαθός* gut und *κακός* schlecht.

[4] „Die Qualen der in einen kranken Körper eingeschlossenen Seele kannst du gewahren; ebenso auch die Freude; denn das Antlitz bringt beide zum Ausdruck." Eine Stelle aus Juvenals Satiren: IX. 18 u. ff.

verleihen. Das hervortretendste Merkmal der Weisheit ist eine sich gleich bleibende, ungetrübte Seelenstimmung, ein Zustand steter Heiterkeit, wie er über den Sternen[1] herrscht. Gerade Baroco und Baralipton[2] machen ihre Gefolgsleute so, daß sie schmutzig und rauchgeschwärzt einhergehen, nicht aber die Weisheit, welche jene Leute nur vom Hörensagen kennen. Ja! sie setzt in den Stand, die Seele in ihren Stürmen wieder heiter zu stimmen, sie lehrt, wie man Hunger und Krankheit verlachen kann, und zwar nicht mit Hülfe geheimnisvoller Kreislinien,[3] sondern aus natürlichen, durchaus glaubhaften Gründen. Ihr Ziel ist die Tugend, und die gedeiht nicht, wie jene Schule[4] es behauptet, auf dem Gipfel eines steilen, holperigen und unzugänglichen Berges. Sie hat vielmehr, wie diejenigen, welche ihr nahe gekommen sind, es wissen, ihren Sitz in einer schönen, fruchtbaren und blühenden Ebene, von wo *sie alles unter* sich sieht. Aber dennoch kann derjenige, der weiß, wo sie zu finden ist, auf schattigen, rasenweichen und duftigen Pfaden ganz gemächlich zu ihr gelangen in sanfter, allmählicher Steigerung, wie der Bogen des Himmelsgewölbes sie bildet. Weil man mit dieser Tugend, die erhaben, schön, siegreich, lieblich, anziehend und mutig zugleich ist, welche die geschworene und unversöhnliche Feindin der Bitterkeit und des Mißvergnügens,

[1] Im Original eigentlich: „über dem Monde", im Anschluß an die astronomischen Ansichten der damaligen Zeit.

[2] Baroco und Baralipton sind technische Ausdrücke der scholastischen Philosophie des Mittelalters. Ersteres Wort bezeichnet einen Schluß, dessen Folgerung teilweise verneinend ist, letzteres einen solchen, dessen Folgerung teilweise bejahend ist.

Z. B. ist der Schluß:

„Wackere Arbeit ist achtungswert,
Manche Menschen arbeiten nicht wacker;

Also ist die Arbeit mancher arbeitenden Menschen nicht achtungswert," ein Baroco; dagegen ist der Schluß:

„Blumen sind schön,
Rosen sind Blumen;

Also machen die Rosen einen Teil der Dinge aus, welche schön sind," ein Baralipton.

[3] Im Original: epicycles imaginaires. Unter epicycles verstand man zwei Kreise, deren größerer durch den Mittelpunkt des kleineren ging. Eine abermalige Anspielung auf den Einfluß, den man zu Montaignes Zeit den Sternen zuschrieb.

[4] d. h. die scholastische Philosophie.

der Furcht und des Zwanges ist, und die Natur zur Führerin, Glück und Wonne zu Begleiterinnen hat,[1] nie in nähere Berührung gekommen ist, so hat man sich in seiner Einfalt von ihr jenes Bild einer dummen, traurigen, zänkischen, ärgerlichen, drohenden Persönlichkeit entworfen, die auf einsamem Felsen mitten in Dornengestrüpp thront, — wahrlich ein Schreckgespenst, das den Leuten Furcht einzuflößen vermag.

XX.

Man muß Liebe zur Tugend einflößen.

Mein Haushofmeister, welcher einsieht, daß er seinen Schüler noch weit mehr mit Liebe zur Tugend, als mit Ehrerbietung gegen dieselbe erfüllen muß, wird ihm sagen, daß die Dichter[2] den Ansichten aller folgen, und wird ihm begreiflich machen, daß die Götter den Zugang zu den Gemächern der Venus mit weit mehr Ungemach verbunden haben, als zu denen der Pallas.[3] Und wenn der Zögling zum Bewußtsein seiner selbst gelangt, dann wird er ihm Bradamante oder Angelika[4] vorführen, um aus ihnen seine Geliebte zu erlesen. Jene von einer unbewußten, thatkräftigen, hoheitsvollen, männlichen Schönheit, ohne dabei doch ein Mannweib zu sein; diese von einer verweichlichten, gezierten, verzärtelten und gekünstelten Schönheit. Die eine in der Gestalt eines jungen Mannes, mit einem glänzenden Helm auf dem Haupte, die andere in

---

[1] Das Urbild dieser mit solch dichterischem Schwung geschilderten Tugend dürfte kaum irgendwo zu finden sein. Es ist ein Fabelwesen, das aber Montaignes Phantasie auf einen Augenblick so anspricht, daß der kühle Denker zu einem begeisterten Rhapsoden wird, der nun selber abseits von den Pfaden der Mäßigung irrt, die er sonst als der Weisheit Kern preist.

[2] Indem sie nämlich die Tugend als etwas Anziehendes besingen.

[3] Da Venus die Leidenschaften, Pallas die Weisheit versinnbildet, so ist der Sinn dieser Stelle: „Die Befriedigung der Leidenschaften bereitet dem Menschen weit mehr Ungemach, als das Streben nach Weisheit oder die Übung der Tugend.

[4] Zwei Heldinnen aus Arioſts „Rasendem Roland". Vgl. Ges. I. Str. 5 u. ff. und Str. 70 u. ff. Angelika vertritt die weibisch verzärtelte, Bradamante die männlich ernste Schönheit. Beide haben hier auch eine sittliche Bedeutung; die eine bezeichnet die rein sinnliche Liebe, die andere die keusche Liebe.

der Tracht einer Dirne, die einen perlenbesetzten Schmuck trägt. Wenn er sich dann anders entscheidet als jener verweichlichte phrygische Hirt,[1] dann wird er dadurch selbst seine Liebe für eine männlich ernste erklären.

Er wird seinen Zögling weiter belehren, daß der Wert und die Größe der Tugend eben darin besteht, daß sie leicht nützlich und angenehm auszuüben ist; ja, daß sie soweit davon entfernt ist, schwierig zu sein, daß Kinder wie Erwachsene, einfältige ebensowohl wie scharfsinnige Leute ihrem Dienste gewachsen sind. Ihre Handhabe, das ist die Mäßigung und nicht die Gewalt.[2] Sokrates, ihr vornehmster Liebling, verzichtet mit Wissen und Wollen auf alles, was wie Übermaß aussieht, um auf dem Wege natürlicher Ungezwungenheit zur Vollkommenheit vorzuschreiten. Sie ist die Amme menschlicher Vergnügungen; dadurch, daß sie ihnen Berechtigung verleiht, macht sie dieselben sicher und rein. Dadurch, daß sie ihnen ein Maßhalten auferlegt, schützt sie dieselben vor Ermüdung und Überdruß. Und indem sie uns diejenigen entzieht, die sie nicht gestatten kann, giebt sie für uns denen eine stets neue Würze, die sie uns läßt. Und sie gestattet uns in ihrer mütterlichen Art an solchen, die mit der Natur im Einklang stehen, eine derartige Fülle, daß wir uns vollauf an ihnen sättigen, ja ihrer überdrüssig werden können; wir müßten denn etwa behaupten wollen, daß die Lebensweise, welche den Trinker vor Trunkenheit, den Esser vor verdorbenem Magen und den wollüstigen Menschen vor böser Krankheit schützt, eine Feindin unserer Vergnügungen sei. Wenn das, was man gemeiniglich unter Glück versteht, ihr abgeht, so schmerzt das sie nicht; sie weiß es zu entbehren und sich ein anderes zu schaffen, das ganz ihr

---

[1] Der phrygische Hirt ist Paris, welcher Helena, die Gattin des Menelaos, entführte und dadurch den trojanischen Krieg entzündete. — Bei einem Wettstreite zwischen mehreren Göttinnen überreichte er Venus den Erisapfel und erklärte sie dadurch für die schönste.

[2] Es muß wieder darauf hingewiesen werden, daß M. nicht die heroische christliche Tugend im Auge hat, welche man in stetem Kampf mit den Leidenschaften erringt und erhält, sondern jene epikureische des Weltmannes, der ein Maßhalten deshalb predigt, weil die ungehinderte Befriedigung der Leidenschaft jegliches Glück untergräbt. Für sie gilt freilich das Wort der hl. Schrift nicht: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur wer Gewalt gebraucht, reißt es an sich."

eigen und dem Wechsel und der Vergänglichkeit nicht mehr unterworfen ist. Sie versteht es auch, reich, mächtig und gelehrt zu sein und auf duftendem Ruhekissen zu schlafen. Sie liebt das Leben, die Schönheit, die Ehre und Gesundheit. Aber ihr eigentlicher und Hauptvorzug besteht darin, daß sie diese Güter mit Maß und Ziel zu verwenden versteht, und auch bei ihrem Verluste die Geistesruhe wahrt, ein Vorzug übrigens, der noch weit mehr edel als schwer zu erringen ist, und ohne welchen unser ganzer Lebenslauf unnatürlich, stürmisch und häßlich ist. Von ihm könnte man in Wahrheit sagen, daß er von Klippen, Dorngehegen und Ungeheuern dräue.[1]

Wenn der Schüler so eigen geartet ist, daß er lieber eine Fabel hören will, als eine schöne Reisebeschreibung oder eine lehrreiche Unterhaltung (sofern er sie versteht); wenn er bei dem Klange einer Trommel, welche die jugendliche Begeisterung seiner Genossen zu den Waffen ruft, sich einer anderen zuwendet, welche ihn zu den Spielen der Gaukler ruft; wenn es ihm nicht angenehmer und lieber wäre, staubig und siegreich aus dem Kampfe heimzukehren, als preisgekrönt vom Ballspiel und Tanze: so weiß ich kein anderes Mittel, als ihn, und wäre er der Sohn eines Herzogs oder Fürsten, Kuchenbäcker in der ersten besten Stadt werden zu lassen, gemäß der Vorschrift des Plato, — „daß man den Beruf der Kinder nicht nach dem Vermögen ihres Vaters, sondern nach ihrem geistigen Vermögen bestimmen soll".[2]

XXI.

Philosophie soll frühzeitig betrieben werden.

Warum unterweist man die Jugend nicht in der Philosophie, da das doch die Wissenschaft ist, die uns recht leben

---

[1] d. h. ein Leben ohne Tugend ist weit mehr von Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten umlagert, als die Bahn der Tugend, auf welche Dichter und Philosophen so viele dräuende Hindernisse verlegen.

[2] In dem ursprünglichen Text stand hinter dem Doppelpunkte: »Je n'y treuve aultre remede, sinon que de bonne heure son gouverneur, l'estrangle, s'il est sans temoings.« „So weiß ich kein anderes Mittel als daß sein Erzieher ihm möglichst bald den Hals umdreht, wenn das einmal ohne Zeugen geschehen kann." Später hat er selbst den bluttriefenden Scherz in obiger Weise gemildert.

lehrt, und das Kindesalter einer Unterweisung darin ebenso bedarf, wie die anderen Lebensalter?

Udum et molle lutum est; nunc, nunc properandus, et acri
Fingendus sine fine rota.[1]

Man lehrt uns recht leben, wenn das Leben vorüber ist. Hundert Studierende haben sich schon irgend eine garstige Krankheit zugezogen, ehe sie dazu gekommen sind, im Aristoteles das Kapitel „Von der Mäßigkeit" zu lesen. Cicero sagte, er würde, wenn er auch ein doppeltes Leben zu leben hätte, sich keine Zeit dazu vergönnen, lyrische Dichter zu studieren;[2] ich meinerseits halte diese Phrasendreher für ganz trostlos unnütz.[3] Unser Zögling hat es dafür viel zu eilig. Er soll nicht mehr als etwa die ersten fünfzehn bis sechzehn Jahre seines Lebens Schüler sein; was dann noch verbleibt, soll der thatkräftigen Arbeit gewidmet sein. Eine so kurze Zeit aber verwenden wir auf die nötigen Unterweisungen. Fort mit allem, was unsinnig ist: mit den spitzfindigen Tüfteleien der Dialektik z. B., die zur Besserung unseres Lebens nichts beitragen. Nehmet dafür die einfachen Lehren der Philosophie, wählet sie mit Verständnis aus und behandelt sie zweckmäßig. Dann sind sie leichter zu verstehen als eine Erzählung aus Boccaccio.[4] Ja ein Kind, das kaum der Mutterbrust entwachsen ist, kann sie erfassen, und zwar leichter, wie es lesen und schreiben lernt. Die Philosophie bietet Lehren ebenso wohl für die heranwachsende Jugend wie für das Greisenalter.

---

[1] „Noch ist der Thon weich und feucht; jetzt also, jetzt müssen wir uns beeilen und ihm alsbald auf dem Rade die richtige Form geben." Aus der 3. Satire des Persius, V. 23 u. 24. Persius ist ein Dichter der römischen Kaiserzeit, der uns im ganzen 6 Satiren hinterlassen hat.

[2] Seneka führt diesen Ausspruch Ciceros in seinem 49. Briefe an.

[3] Jeder, der nicht, wie Montaigne, ganz einseitig den Verstand ausbilden will, sondern auch das Gemüt, wird diesen Satz durchaus verwerfen. Wir Deutschen besonders, die wir die Gemütsbildung und -Pflege so hoch halten, und die wir mit unserer lyrischen Litteratur sämtliche Völker Europas auskaufen können, und uns ihre besten Erzeugnisse zu eigen gemacht haben, müssen gegen einen so mißachtenden Satz lebhaften Einspruch erheben.

[4] Giovanni Boccaccio lebte von 1313—1375. Durch sein Hauptwerk, den lüsternen und frivolen »Decamerone«, hat er viel zur Bildung der heutigen italienischen Sprache beigetragen.

Ich bin der Meinung des Plutarch, daß Aristoteles seinen großen Schüler[1] nicht sowohl in der Kunst unterwies, Schlüsse zu ziehen und die Sätze der Geometrie zu beweisen, sondern ihm vielmehr gute Lehren erteilte betreffs der Tapferkeit, des Heldenmutes, der Großmut und Mäßigkeit und der Unerschrockenheit. Mit solcher Ausrüstung und in noch jugendlichen Jahren entsandte er ihn, um die Welt zu erobern mit im ganzen 30 000 Mann zu Fuß, 4000 Reitern und 42 000 Thalern. Die anderen Künste und Wissenschaften, sagte er, schätzte Alexander sehr hoch. Er rühmte ihre Vorzüge und Vortrefflichkeit. Aber so viel Vergnügen er auch an ihnen fand, so ließ er sich doch nicht von seiner Neigung dazu hinreißen, sie selbst ausüben zu wollen:

Petite hinc, juvenesque senesque,
Finem animo certum, miserisque viatica canis.[2]

So sagt auch Epikur[3] im Anfang seines Briefes an Meniceus: „Es darf der jüngste nicht davor zurückschrecken, Philosophie zu treiben, noch der älteste darin nachlassen." Wer anders handelt, der scheint entweder sagen zu wollen, es sei die Zeit glücklich zu leben noch nicht da, oder aber, sie sei schon vorüber.

XXII.

Übermaß beim Studium ist zu vermeiden.

Bei alledem aber will ich nicht, daß man den Knaben gleichsam einsperre, noch auch, daß man ihn dem Zorn und den melancholischen Anwandlungen eines wütenden Schulmeisters überlasse. Auch will ich seinen Geist nicht dadurch verkümmern, daß er sich nach der Weise der anderen täglich vierzehn oder fünfzehn Stunden lang bei der Arbeit den Kopf zerbricht, als sei er ein Lastträger. Noch auch würde ich es für gut halten, daß man ihn, wenn er aus Hang zur Einsamkeit und Me-

[1] Aristoteles war der Erzieher Alexanders des Großen.

[2] „Jung und alt lerne hieraus, sich ein bestimmtes Ziel zu setzen und für des Alters traurige Zeit den Lebensunterhalt zu besorgen." 5. Satire des Persius V. 64 u. 65.

[3] nach dem Zeugnisse des Diogenes Laërtius: Lebensgeschichten der Philosophen. Buch 10. 122.

lancholie dem Studium der Bücher zu sehr ergeben wäre, darin bestärkte. Das macht für das gesellschaftliche Leben unbrauchbar und hält von besseren Beschäftigungen ab. Und wie viel Leute habe ich nicht in meinen Tagen gesehen, die durch ihren übermäßigen Wissenstrieb geradezu dumm geworden waren. Carneades[1] hatte einen so unbezähmbaren Hang immer mehr zu lernen, daß er keine Zeit fand, sich die Haare zu kämmen und die Nägel zu schneiden. Ich möchte auch ein wohlgesittetes Benehmen nicht durch die Unhöflichkeit und Roheit anderer untergraben. Die französische Weisheit hat seit alters sprichwörtlich für eine solche gegolten, die frühzeitig zu reifen beginne, aber keine Dauer habe. In der That sehen wir noch immer, daß es nichts so Ansprechendes giebt, wie die kleinen Kinder in Frankreich. Aber gewöhnlich machen sie die Hoffnung, die man auf sie gesetzt hat, zu schanden, und haben als Erwachsene keinerlei Vorzug. Von verständigen Leuten habe ich öfters die Ansicht gehört, daß die Gymnasien, auf die man sie schickt und deren es ja leider überviele giebt, sie so zurichten.

XXIII.

Die Philosophie spielt in alles hinüber.

Für unsern Zögling werden Zimmer und Garten, Tisch und Bett, Einsamkeit und Gesellschaft, Abend und Morgen insofern ein und dasselbe sein, als jeder Ort seinem Studium dient. Denn die Philosophie,[2] welche als Bildnerin des Verstandes und der Sitten sein Hauptunterrichtsgegenstand sein wird, hat den Vorzug, daß sie mit allem in Verbindung steht. Als der Redner Isokrates[3] bei einem Festmahle gebeten wurde,

---

[1] Er nennt einen Philosophen des Altertums, weil das unverfänglicher war, als einen Mann aus seiner Zeit namhaft zu machen.

[2] Unter Philosophie versteht Montaigne hier die denkende Betrachtung der uns umgebenden Dinge, nicht einen systematischen Unterricht. — Daß die Unterweisung an das, was uns umgiebt, anknüpfen muß, ist gewiß richtig. Aber ein Unterricht, der sich nur in solchen Bahnen bewegt, der eine feste Grundlage zu legen versäumt und von Hölzchen auf Stöckchen überspringt, kann nie zu einer gründlichen Bildung führen. Das Zuviel unserer Schulen, die jede neu auftauchende Wissenschaft gleich auch in ihren Bereich ziehen möchten, ist schon vom Übel, wie vielmehr ein stetiger Wechsel.

[3] Isokrates, 436—338, ein Schüler des Sokrates, war zum Redner

einiges über seine Kunst zu sagen, da gab ihm jeder recht, als er antwortete: „Das, worauf ich mich verstehe, gehört nicht hierher, und auf das, was hierher gehört, verstehe ich mich nicht.“[1] Denn es würde zu einer Gesellschaft, die sich des Vergnügens und der Tafelgenüsse wegen versammelt hat, schlecht passen, wenn man sie mit Reden oder Erörterungen über die Rhetorik unterhalten wollte. Ein Gleiches könnte man von allen anderen Wissenschaften sagen. Was die Philosophie aber angeht, so ist es die gemeinsame Ansicht aller Weisen, daß sie in den Teilen, welche den Menschen und seine Pflichten und Obliegenheiten behandeln, schon der angenehmen Unterhaltung wegen nicht von einem Festmahl oder geselligen Vergnügen ausgeschlossen werden dürfe.[2] Bei Plato, der sie auch zu seinem Gastmahl geladen hat, sehen wir, wie sie die Anwesenden auf anziehende, der Zeit und dem Orte angemessene Weise unterhält und dabei doch die höchsten und heilsamsten Fragen behandelt.

Aeque pauperibus prodest, locupletibus aeque;
Et neglecta, aeque pueris senibusque nocebit.[3]

So wird unser Zögling ohne Zweifel weniger unthätig sein als die anderen.[4] Aber wie wir beim Spazierengehen auf einer Galerie, selbst wenn wir den dreifachen Weg zurücklegen, nicht so müde werden, als wenn wir uns auf einer Wanderung ein bestimmtes Ziel setzen, so wird auch unser Lernen, wenn es, dem Zufall überlassen, nicht an Zeit und Ort gebunden ist und sich an alles knüpft, was wir thun, sich fast unmerklich

---

zu schüchtern, gelangte aber durch eine von ihm eröffnete Schule zu hohem Ansehen. Seine Reden, durch welche er den attischen Redestil umgestaltete und einen Demosthenes und Cicero möglich machte, sind Muster von Rundung und Harmonie, aber inhaltlich schwach, mehr zum Gelesen- als zum Gehaltenwerden bestimmt.

[1] Aus Plutarchs Tischreden, Buch 1.

[2] Erörterungen über Philosophie sind im allgemeinen in heiteren Gesellschaften ebenso schlecht angebracht, wie solche über die Rhetorik. Platos „Symposion“ ist ein Idealbild, das selbst bei hochgebildeten Männern kaum Wirklichkeit werden kann.

[3] „Den Armen und Reichen ist sie gleich nützlich. Vernachlässigt man sie aber, dann wird sie Knaben und Greisen gleich sehr zum Schaden.“ Horaz, Episteln I. 25 u. 26.

[4] Da er nämlich immer und überall Gelegenheit findet, zu lernen und seinen Verstand zu schärfen.

vollziehen. Auch die Spiele und körperlichen Übungen, wie z. B. Laufen und Ringen, Musik und Tanz, die Jagd und Reiten und die Führung der Waffen werden einen guten Teil des Studiums bilden. Ich wünsche, daß äußerer Anstand und gefälliges Benehmen sowie Geschick im Auftreten ebenso wie die geistige Ausbildung erstrebt werden. Nicht die Seele allein, nicht den Körper allein bildet man, sondern den ganzen Menschen, und den darf man nicht in zwei Teile zerlegen. Man kann nicht, wie schon Plato sagt, den einen ohne den andern bilden, sondern man muß beide, wie ein Paar an dieselbe Deichsel gespannte Pferde, gleich lenken. Scheint es nicht, seinen Worten nach, daß er auf Leibesübungen mehr Zeit und Mühe verwenden will, und daß er glaubt, der Geist erhielte dabei auch seine Ausbildung und nicht umgekehrt?

XXIV.

Kritik des Verfahrens in den Gymnasien.

Im übrigen muß die Erziehung sich mit ernster Milde vollziehen und nicht, wie sie gewöhnlich geschieht. Anstatt den Kindern die Wissenschaften lieb zu machen, flößt man ihnen in Wahrheit nur Schauder und Abscheu ein. Fort mit Gewalt und Zwang! Nach meiner Ansicht giebt es nichts, das eine ursprünglich gute Natur so herabwürdigt und verdummt. Wenn ihr wollt, daß euer Zögling Schande und Züchtigung fürchte, so härtet ihn nicht dagegen ab. Aber härtet ihn ab gegen Hitze und Kälte, Wind und Sonne, und lehrt ihn die Gefahren verachten. Entwöhnt ihn aller Verweichlichung und Verzärtelung in der Kleidung, im Schlafen, im Essen und Trinken. Gewöhnt ihn an alles. Er sei nicht ein feiner, geckenhafter Knabe, sondern ein frischer und kräftiger Junge. So habe ich in meinen Kinderjahren und als Mann und Greis gedacht und gesagt.

Unter anderem hat mir die Handhabung der Ordnung in unseren Gymnasien stets mißfallen. Es würde wahrscheinlich weniger nachteilig sein, wenn man darin zur Nachsicht neigte. Aber so sind sie wahre Kerker mit jugendlichen Gefangenen. Dadurch daß man sie bestraft, ehe sie faul und liederlich sind, macht man sie faul und liederlich. Geht einmal

während des Unterrichts hinein; ihr vernehmt nichts als das Geschrei gemarterter Knaben und zorneswütiger Lehrer. Eine schöne Art und Weise, in diesen zarten und furchtsamen Seelen Lust und Liebe zum Studium zu erwecken, wenn man sie mit einem furchtbaren, zorngeröteten Antlitz und die Hände mit einer Peitsche bewaffnet dazu treibt. Ein ungerechtes und verderbliches Verfahren! Es kommt noch hinzu, wie Quintilian[1] sehr richtig bemerkt, daß diese herrische Ausübung der Gewalt gefährliche Folgen nach sich zieht, besonders bei der jetzt beliebten Art der Züchtigung. Weit passender wären die Schulen mit Blumen und Blättern bestreut, als mit blutgefärbten Rutenteilen. Ich würde, wie es der Philosoph Speusippus[2] that, die Wände mit allegorischen Figuren der Freude und Heiterkeit, mit den Bildern der Flora und der Grazien schmücken.[3] Ich möchte, daß die Schüler an dem Orte, an dem sie das Nützliche suchen, auch das Angenehme fänden. Man muß dem Kinde eben die heilsame Nahrung versüßen und die schädliche gleichsam mit Galle tränken. Wie ungemein besorgt zeigt sich Plato in seinen „Gesetzen" um die Fröhlichkeit und den Zeitvertreib der Jugend seiner Stadt; wie geht er ein auf den Wettlauf, auf Spielen und Singen, Springen und Tanzen,[4] von denen er sagt, das Altertum habe ihre Leitung und Obhut den Göttern selbst anvertraut: Apollo, den Musen und Minerva. Er er-

---

[1] Quintilian lebte 35—95 n. Chr. und war ein gefeierter Lehrer der Beredsamkeit. Sein Hauptwerk ist die »Institutio oratoria«, in deren zwölf Büchern er die gesamte Ausbildung zum Redner behandelt.

[2] Speusippus ist ein Schwestersohn des Plato und wurde von ihm zu seinem Nachfolger als Leiter der Akademie ernannt. Er hinterließ viele Schriften. — Die folgende Angabe bei Diogen. Laert. Vita Speusippi IV. 1.

[3] Eine schöne Ausstattung der Schulräume, Bilderschmuck an den Wänden ist in unserer Zeit vielfach zur Wirklichkeit geworden, denn sie hat mit Recht erkannt, daß die ästhetische Bildung und die Phantasie dadurch gefördert werde und auch der Sinn für Reinlichkeit und Ordnung dadurch geweckt und genährt werden kann. Wichtiger ist es freilich noch, daß die Schulräume den Anforderungen der Gesundheitslehre entsprechen. Auch in dieser Beziehung haben wir in den letzten Jahrzehnten gewaltige Fortschritte gemacht.

[4] Platos „Gesetze" gehören zu den Schriften der dritten und letzten Periode seiner Schriftstellerlaufbahn. Während ihrer Abfassung überraschte ihn der Tod 348 v. Chr. in seinem 82. Lebensjahre.

geht sich in tausenderlei Vorschriften über turnerische Übungen,[1] hält sich dagegen bei den sprachlichen Wissenschaften nur sehr wenig auf und scheint z. B. die Dichtkunst nur wegen der Musik besonders zu empfehlen.

XXV.

Notwendigkeit, den Körper abzuhärten.

Alles Seltsame und Eigentümliche in unseren Sitten und in unserem Verhalten ist zu vermeiden, weil es den geselligen Verkehr erschwert. Wer staunt nicht über die Natur des Demophon, der Alexanders Oberhofmeister war, welcher im Schatten schwitzte und in der Sonne zitterte?[2] Ich habe Leute gesehen, die den Geruch der Äpfel mehr scheuten, als Flintenschüsse; andere, die vor einer Mauer erschraken; andere, die sich erbrechen mußten, wenn sie Sahne sahen oder wenn sie ein Federbett aufschütteln sahen; wie Germanikus[3] weder den Anblick noch das Krähen eines Hahnes ertragen konnte. Es mag daran vielleicht eine verborgene Eigentümlichkeit der Natur schuld sein, die man aber nach meiner Ansicht ausrotten könnte, wenn man damit frühzeitig begänne. Über mich hat meine Erziehung soviel vermocht (ich gebe zu, daß es ziemliche Mühe gekostet hat), daß ich außer dem Bier alles Genießbare ohne Unterschied zu mir nehmen kann.

Solange der Körper noch geschmeidig ist, muß man ihn daher zwingen, sich allen Verhältnissen und Gewohnheiten anzubequemen. Wenn man nur seine Begierde und seinen Willen im Zügel hält, so darf man dreist einen jungen Mann so erziehen, daß er sich jeder Nationalität und Gesellschaft anzu-

[1] Bei uns finden leider die Bestrebungen, welche der Bildung des Körpers gelten, nicht in dem Maße den Beifall der ganzen Nation wie z. B. in England. Weil sie künstlich in dieselbe hineingetragen werden, so erlahmt das Interesse sehr bald. Man denke an die Turnspiele und die Spielplätze.

[2] Nach einer Angabe des Sextus Empiricus, Pyrrh. Hypot. I. 14.

[3] Germanikus, ein Neffe des Tiberius, wurde von diesem an Sohnes Statt angenommen. Er ist mit seiner Gemahlin Agrippina I. ein Muster altrömischer Tugend inmitten einer verderbten Zeit. Im Jahre 19 n. Chr. wurde er von Piso im Auftrage des auf seinen Ruhm eifersüchtigen Tiberius vergiftet.

passen versteht, wenn sie auch, den schlimmsten Fall angenommen, das Ungeregelte und das Übermaß liebte. In seiner Übung richte er sich nach dem herrschenden Brauch; er muß eben alles leisten können, aber nur das Gute gern thun.[1] Selbst die Philosophen finden es von Kallisthenes nicht schön, daß er die Gunst Alexanders des Großen, seines Herrn, dadurch verscherzte, daß er im Trinken nicht gleichen Schritt mit ihm halten wollte.[2] Unser Zögling soll an den Scherzen, an den mutwilligen und ausschweifenden Streichen seines Fürsten teilnehmen. Ich wünsche, daß er auch in der Ausartung seine Genossen an Kraft und Festigkeit überrage, und er unterlasse das Böse nicht, weil er es nicht thun kann oder nicht kennt, sondern weil er es nicht thun will: Multum interest, utrum peccare aliquis nolit an nesciat.[3] Ich glaubte einst in guter Gesellschaft einem Herrn, der solchen Ausschreitungen so fern steht, wie das durchgehends in Frankreich der Fall ist, dadurch eine Ehre zu erweisen, daß ich mich bei ihm erkundigte, wie oft er sich in Deutschland, den Angelegenheiten seines Königs zuliebe, habe betrinken müssen. Er nahm die Sache in naiver Weise auf und antwortete mir: „Dreimal", und erzählte dann die einzelnen Fälle. Ich kenne Leute, die, weil sie jene Fähigkeit nicht besaßen, in große Unannehmlichkeit gerieten, als sie mit jenem Volke zu thun hatten. Oft habe ich die staunenswerte Natur des Alkibiades bewundernd betrachtet, der sich leicht und ohne Nachteil für seine Gesundheit den verschiedensten Lebensweisen anbequemte. Bald übertraf er die Perser an Aufwand und Pracht, bald die Spartaner an Sittenstrenge und Einfachheit.

---

[1] Die ganze Stelle mit Einschluß des Nachfolgenden ist durchaus zu verwerfen. Ein junger Mann wird dadurch, daß er auch zum Schlechten befähigt wird, nicht abgehärtet, sondern verweichlicht und schwächt seine Willenskraft. Eine Erziehung, welche den natürlichen Hang zum Bösen, und zwar im Grunde aus Menschenfurcht, durch Anleitung verstärken würde, verdiente den Namen einer solchen nicht; sie würde zur Verführung und würde meistens das ganze Leben vergällen.

[2] In der That verlor Kallisthenes, der Neffe und Schüler des Aristoteles, die Gunst Alexanders dadurch, daß er sich weigerte, ihn, wie die meisten andern es thaten, fußfällig zu verehren.

[3] „Es ist ein großer Unterschied dazwischen, ob jemand das Böse nicht begehen will oder es nicht zu begehen weiß." Aus dem 90. Briefe des Seneka.

In Sparta lebte er ebenso eingezogen, wie ausschweifend in Jonien.[1]

Omnis Aristippum decuit color, et status, et res.[2]

Zu einem solchen Manne möchte ich meinen Zögling auch machen.

. . . . Quem duplici panno patientia velat,
Mirabor, vitae via si conversa decebit,
Personamque feret non inconcinnus utramque.[3]

XXVI.

Die Erziehung soll zur Thätigkeit anleiten.

Das sind meine Lehren: Derjenige, welcher ihnen gemäß handelt, hat mehr Nutzen von ihnen, als wer sie nur weiß. Wenn man ihn sieht, so hört man ihn auch; wenn man ihn hört, so sieht man ihn auch.[4] Gott behüte, sagt jemand bei Plato, Philosophieren heißt nicht, vielerlei lernen und die Künste betreiben. Hanc amplissimam omnium artium bene vivendi disciplinam, vita magis, quam literis, persecuti sunt.[5] Als Leo, der Fürst der Phliasier, sich bei dem Heraklides Pontikus erkundigte, welche Kunst oder Wissenschaft er betreibe, sagte dieser: „Ich verstehe weder eine Kunst noch eine Wissen-

---

[1] Das von Alkibiades Gesagte trifft ja zu, aber niemand wird diesen frivolen, aber hochbegabten Egoisten der Jugend als Muster empfehlen können. Auch sein Verrat an seiner Vaterstadt, der zu dem schließlichen Unterliegen Athens viel beitrug, schließt das aus. — Unter Jonien sind die von Joniern bewohnten Teile Griechenlands zu verstehen; zu denken ist an Athen, die Hauptstadt der jonischen Griechen.

[2] „Jede Farbe stand dem Aristipp, in jede Lebenslage, in alle Verhältnisse wußte er sich zu schicken." Horaz, 17. Epistel des ersten Buches, V. 50.

[3] „Ich werde den bewundern, welcher sich geduldig in verschiedenfarbige Lumpen hüllt und den, der sich in veränderte Lebensverhältnisse schickt, und der beide Rollen mit Geschick spielt." Aus derselben Epistel des Horaz.

[4] Das soll wohl heißen: Er verleiht immer seiner Persönlichkeit in charakteristischem Handeln Ausdruck.

[5] „Die höchste von allen Künsten, nämlich die Wissenschaft, wie man gut lebt, haben sie sich mehr durch das Leben als durch Schriften erworben." Aus Ciceros Tuskulanen 4. B. K. 1.

schaft, aber ich bin Philosoph."[1] Dem Diogenes warf man vor, daß er sich trotz seiner Unwissenheit mit der Philosophie befasse. „Gerade deshalb, antwortete er, ist sie besser für mich geeignet." Hegesias[2] bat ihn einst, er möchte ihm irgend ein Buch vorlesen. „Du bist ein seltsamer Mann," antwortete ihm jener, „Du wählst Dir wahre und natürliche und nicht gemalte Feigen; warum wählst Du Dir denn nicht eine natürliche und wahre Geistesnahrung und nicht eine geschriebene?"[3]

Unser Zögling soll nicht seine Aufgabe hersagen, sondern vielmehr sie ausführen. In seinem Thun und Handeln soll er sie wiederholen. Daraus wird man ersehen, ob Klugheit in seinen Unternehmungen vorwaltet, ob Herzensgüte und Gerechtigkeitssinn in seiner Handlungsweise hervortritt, ob er Verstand und Anmut in seinen Reden beweist, Duldekraft in seinen Krankheiten, Bescheidenheit in seinen Spielen, Mäßigkeit in der Befriedigung seiner Lust, Ordnungsliebe in der Verwaltung seines Hab und Gutes, Gleichgültigkeit gegen Gaumengenüsse, sei es nun Fleisch, Fisch, Wein oder Wasser. Qui disciplinam suam non ostentationem scientiae sed legem vitae putet; quique obtemperet ipse sibi, et decretis pareat.[4] Unser Leben ist der wahrste Spiegel unserer Bildung. Zeuxidamos antwortete jemandem auf seine Frage, warum die Lacedämonier die Vorschriften der Tapferkeit nicht schriftlich abfaßten und sie ihren jungen Leuten zu lesen gäben: „Weil sie dieselben an Handeln und nicht an Reden gewöhnen wollten."[5] Man vergleiche einmal nach Verlauf von fünfzehn bis sechzehn Jahren mit unserem Zögling einen jener Lateinschüler, die

---

[1] Diese Antwort gab Pythagoras und nicht Heraklid. Aber Cicero hat sie nach eigener Angabe (Tuskulanen V. 3) dem Heraklid, einem Schüler des Plato, entlehnt.

[2] Ein griechischer Philosoph, der lehrte, das Leben sei etwas Gleichgültiges und die Seele nicht unsterblich. Weil er durch seine Lehre viele zum Selbstmord trieb, so mußte er seine Vorlesungen in Alexandrien schließen.

[3] Nach Diogenes Laërtius in der Vita Diogenis Cynici (VI. 48).

[4] „Als ein Mann, welcher seine Bildung nicht in einem prahlerischen Auskramen seines Wissens kundgiebt, sondern darin, daß er sie zur Richtschnur seines Lebens macht, der sich selbst treu bleibt und seinen Grundsätzen gemäß lebt." Aus Ciceros Tuskulanen II. 4.

[5] Aus Plutarchs Apophtegmen der Lacedämonier.

ebenso viele Zeit darauf verwandt haben, um weiter nichts zu lernen als reden. Die meisten Leute sind eben nichts weiter als geschwätzig, und ich habe nie einen Menschen gesehen, der nicht lieber mehr als weniger spräche, wie er brauchte. Bei alledem geht aber die Hälfte unseres Lebens verloren. Fünf Jahre hält man uns dazu an, die Wörter zu verstehen und zu Sätzen zu verbinden, nochmal ebenso viel, um daraus ein Ganzes zu machen und wieder in vier bis fünf Teile zu zerlegen, und mindestens weitere fünf, um zu lernen, wie sich die Wörter in Kürze mischen und auf eine spitzfindige Art verknüpfen lassen.[1] Überlassen wir dergleichen doch denjenigen, welche das zu ihrer Lebensaufgabe machen.

XXVII.

Die Erziehung soll eine allgemeine Bildung, nicht Fachbildung vermitteln.

Als ich eines Tages nach Orleans reiste, traf ich in der Ebene jenseits Clery zwei Lehrer, die nach Bordeaux wollten, und ungefähr fünfzig Schritt hinter einander gingen. Weiter hinter ihnen sah ich einen Trupp Soldaten und als Anführer an ihrer Spitze den inzwischen verstorbenen Herrn Grafen von Larochefoucault. Einer meiner Leute erkundigte sich bei dem ersten jener Lehrer, wer der Edelmann wäre, der hinter ihnen herkäme. Der aber, weil er die Schar, welche hinter ihm herkam, nicht gesehen hatte und daher dachte, man spräche von seinem Reisegenossen, antwortete scherzend: „Er ist kein Edelmann; es ist ein Grammatiker und ich bin Logiker.“ Wir aber, die wir hier nicht einen Grammatiker oder Logiker auszubilden suchen, sondern einen Edelmann, lassen sie ihre Muße mißbrauchen; wir haben ja anderswo zu thun. Wenn unser Zögling nur mit Sachkenntnissen tüchtig ausgerüstet ist, so werden die Worte schon von selbst kommen. Und wollen sie nicht von selbst kommen, so wird er sie schon herbeiziehen. Ich kenne manche, die sich damit entschuldigen, daß sie sagen, sie könnten sich nicht ausdrücken, und thun, als ob sie den Kopf voll von

[1] Mit anderen Worten: Fünf Jahre werden dem Studium der Grammatik gewidmet, fünf der Rhetorik und fünf der Logik.

schönen Sachen stecken hätten, die sie aber aus Mangel an Beredsamkeit nicht zum besten geben könnten. Das ist eitle Flunkerei.[1] Wissen Sie, woran das nach meiner Ansicht liegt? Sie haben nur verschwommene Gedanken, die von unklaren Begriffen herrühren, die sie sich innerlich nicht klar zu machen und zu entwirren und daher auch äußerlich nicht kund zu geben vermögen. Sie verstehen sich selbst noch nicht. Wenn ihr sie einmal, da sie eben daran sind, ihre Gedanken ans Tageslicht zu fördern, stammeln seht, so werdet ihr denken, es sei die Zeit der Entbindung noch nicht gekommen, sondern erst die der Empfängnis, und sie behandelten den unvollkommen erfaßten Gegenstand nur so obenhin. Ich meinesteils halte dafür, und das ist auch Sokrates' Ansicht, daß derjenige, welcher im Geiste eine lebhafte und klare Vorstellung trägt, sie auch zum Ausdruck bringen kann, sei es auch im schlechtesten Volksdialekt[2] oder durch sein Mienenspiel, wenn er stumm ist.

Verbaque praevisam rem non invita sequentur.[3]

XXVIII.

Rhetorische Regeln sind unzulänglich.

Den gleichen Gedanken sprach ein anderer mit seiner Prosa ebenso poetisch in den Worten aus: Quum res animum occupavere, verba ambiunt[4] und ein anderer: Ipsae res verba rapiunt.[5] Unser Zögling hat keine Kenntnisse über den Ablativ, den Konjunktiv und das Substantiv, noch überhaupt

---

[1] Doch nicht so ganz. Es giebt sicher Leute, welche die Gabe des Wortes in so geringem Grade haben, daß sie auch klar Gedachtes nicht deutlich, verständlich und glatt auszudrücken vermögen.

[2] Im Original steht »en bergamasque« d. h. „in der Mundart von Bergamo", wo man ein schlechtes Italienisch spricht.

[3] „Wenn eine Sache klar erkannt ist, so wird der Ausdruck dafür schon von selbst kommen." Aus der Ars poetica des Horaz. (Epistula ad Pisones II. 3.) V. 311.

Vgl. damit aus Boileaus Art poétique Buch 1 V. 155 u. 156:

Ce que l'on conçoit bien s'énonce clairement,
Et les mots pour le dire arrivent aisément.

[4] „Wenn eine Sache den Geist erfüllt, so strömen die Worte in Menge zu." Aus Senekas Kontroversen, Buch III.

[5] „Sachkenntnisse führen notwendigerweise zu Worten." Cicero de Finibus III.

betreffs der Grammatik. Sein Lakai oder eine Heringsververkäuferin von der kleinen Brücke sind darin gleich unbewandert und unterhalten Euch dennoch, wenn Ihr Lust habt, übergenug, und verstoßen vielleicht ebenso wenig gegen die Gesetze ihrer Sprache wie der beste Meister der freien Künste in Frankreich.[1] Er versteht sich nicht auf Rhetorik, noch darauf, wie er in der Einleitung das Wohlwollen des ehrenwerten Lesers fesselt, und es liegt ihm auch nichts daran, das zu verstehen. In der That erbleicht auch all solche Schönfärberei vor dem Glanze einfacher und schlichter Wahrheit. Derartige Kunstgriffe dienen nur dazu, dem großen Haufen zu gefallen, der, wie das Beispiel des Aper[2] beim Tacitus es klar und deutlich zeigt, unfähig ist, kernigere und feste Kost zu verdauen. Einst kamen die Gesandten von Samos zum Kleomenes, dem Könige von Sparta, und hatten eine schöne und lange Rede einstudiert, um ihn zum Kriege gegen den Tyrannen Polykrates[3] zu veranlassen. Nachdem der König sie hatte ausreden lassen, antwortete er ihnen: „Was den Anfang und die Einleitung Eurer Rede betrifft, so ist es mir schon entfallen und folglich die Mitte auch, auf das aber, was Ihr zum Schlusse gesagt habt, kann ich mich nicht einlassen."[4] Nach meiner Ansicht eine schöne Antwort, welche die Redner treffend abfertigte. Und wie erging es in einem anderen Falle? Die Athener wollten zwei Baumeister wählen, um einen großen Bau zu leiten. Der erste, ein Prahlhans, trat mit einer schönen, wohleinstudierten Rede, welche jene Aufgabe betraf, vor das Volk und suchte seine Gunst zu gewinnen. Der andere aber sprach nur die drei Worte: „Ihr Männer von Athen! Was jener gesagt

---

[1] Es ist ebenso in Frankreich wie in Deutschland ein äußerst seltener Fall, daß Leute aus dem niederen Volke fehlerlos sprechen. Ein gebildeter Mann aber soll mit Bewußtsein richtig sprechen und sich Rechenschaft darüber geben können, warum es so und so heißen muß und nicht anders. Dazu ist aber ein Studium der Grammatik unserer Muttersprache nötig. In seiner Bekämpfung des rein grammatischen Unterrichtsverfahrens schießt Montaigne hier also über sein Ziel hinaus.

[2] Eine Persönlichkeit aus einem lateinischen Dialog: »De causis corruptae eloquentiae«, der von manchen dem Tacitus zugeschrieben wird.

[3] Kleomenes und Polykrates lebten in der letzten Hälfte des 6. Jahrhunderts vor Christi Geburt.

[4] Aus Plutarchs Apophthegmen der Lacedämonier.

hat, will ich thun."[1] Als Cicero einst besonders beredt war, bewunderten ihn viele deshalb. Cato hingegen lachte nur darüber und sagte: „Wir haben einen spaßigen Konsul."[2] Eine nützliche Sentenz oder ein schöner Zug aus dem Leben ist, mögen sie nun als Einleitung oder Abschluß dienen, stets gut angebracht. Wenn er nicht gut zu dem Vorangehenden und Nachfolgenden paßt, so ist er doch an sich gut.

XXIX.

Von der Dichtkunst.

Ich gehöre nicht zur Zahl derer, die da glauben, ein guter Rhythmus mache ein gutes Gedicht aus.[3] Laßt den Zögling als Dichter ruhig eine kurze Silbe als lange gebrauchen, wenn er will. In der Hinsicht herrsche kein Zwang. Wenn der Gehalt dabei nicht zu kurz kommt, wenn Geist und Verstand ihres Amtes walten, so werde ich ausrufen: „Das ist einmal ein tüchtiger Dichter," wenn er auch ein schlechter Versefchmied ist.

Emunctae naris, durus componere versus.[4]

Man möge, sagt Horaz, seinen Dichtungen Maß und Rhythmus ganz und gar nehmen,

Tempora certa modosque, et, quod prius ordine verbum est,
Posterius facias, praeponens ultima primis . . .
Invenias etiam disjecti membra poetae:[5]

---

[1] Aus Plutarchs „Anweisung zur Leitung der Staatsgeschäfte."

[2] Nach Plutarchs Leben Catos 31. — Cato lachte, weil Cicero die Sache des Murena gegen ihn verteidigte und dabei die stoische Philosophie, zu der auch Cato sich bekannte, lächerlich zu machen suchte.

[3] Freilich nicht; aber ebenso wenig ist die Form (und die ist unter Rhythmus zu verstehen) gleichgültig. Der Dichter muß die Regeln der Poetik kennen und beobachten. Der schöne Gedanke ist freilich die Hauptsache, aber er tritt in um so helleres Licht, je vollendeter die Form ist.

[4] „Er hat eine feine Nase, schmiedet aber holperige Verse." Aus den Satiren des Horaz I. B. 4. Satire V. 8.

[5] „Nimm Rhythmus und Maß fort und stelle die Worte um, indem du das letzte zum ersten machst, so wirst du doch in den auseinandergerissenen Gliedern den Dichter noch erkennen." Aus derselben Satire des Horaz V. 4—8.

so bleibt er trotzdem kenntlich, ja selbst die Teile würden schön bleiben. Dasselbe antwortete Menander, als man ihn schalt, weil der Tag herannahte, für den er eine Komödie versprochen hatte, von der er aber noch nicht den ersten Federstrich begonnen hatte: „Sie ist fix und fertig, nur die Verse müssen noch zusammengestellt werden." Da er nämlich den Stoff und die Anlage fertig in der Seele trug, so kam das übrige für ihn kaum in Betracht. Seit Ronsard und du Bellay[1] unsere französische Poesie zu Ehren gebracht haben, giebt es keinen Schulbuben, so gering er auch sei, der nicht von schwulstigen Worten überströmte und sie zu Versen zusammenleimte, die ungefähr wie die ihrigen klingen, von denen aber das Wort gilt: Plus sonat, quam valet.[2] Was die breiten Volksschichten anbetrifft, so hatten dieselben nie soviel Dichter aufzweisen. Aber wenn es denen, die sie haben, auch recht leicht wurde, Reime zu schmieden, so will es ihnen doch schlecht gelingen, die blühenden Schilderungen des einen und die feinsinnigen Sachen des anderen nachzuahmen.

XXX.

Kritik der Regeln der Logik.

Aber was soll unser Zögling machen, wenn man ihn mit sophistisch spitzfindigen Schlüssen quält?

„Schinken reizt zum Trinken,
„Wer trinkt, stillt seinen Durst."

„Also stillt der Schinken den Durst."

Er soll darüber spotten. Es ist weit feiner, darüber zu spotten, als darauf zu antworten. Er kann auch dem Aristipp die scherzhafte Gegenlist ablernen, der da sagte: „Warum soll ich

[1] Zwei französische Dichter des sechzehnten Jahrhunderts — Ronsard (1524—1585) ist das Haupt der sogenannten Plejade, einer Dichterschule, welche die französische Sprache durch Einführung antiker Worte und Bilder und die französische Poesie durch Einführung antiker Dichtungsgattungen zu veredeln suchte. Er ist auch der Hauptdichter der neuen Schule, während sein Freund du Bellay als Dichter wenig hervorgetreten ist, aber ihr Gesetzgeber wurde in seiner »Illustration de la Langue française«.

[2] „Er hat mehr Klang als Gehalt." (Aus den Briefen Senekas.)

ihn losbinden, da er ja schon gebunden mir hinderlich ist.“[1] Als jemand gegen Kleanthes dialektische Spitzfindigkeiten gebrauchte, sagte Chrysipp[2] darauf: „Necke Kinder mit solchem Geschwätz, aber lenke nicht die ernsten Gedanken eines bejahrten Mannes darauf ab.“[3] Wenn diese albernen Spitzfindigkeiten, contorta et aculeata sophismata,[4] ihm etwas Falsches einreden, so ist das gefährlich. Wenn sie aber wirkungslos bleiben, so reizen sie zum Lachen, und ich sehe nicht ein, weshalb er davor auf der Hut sein soll. Es giebt Tröpfe, die eines Witzwortes wegen einen viertelstündigen Umweg machen; aut qui non verba rebus aptant, sed res extrinsecus arcessunt, quibus verba conveniant.[5] Ebenso giebt es andere, qui, alicujus verbi decore placentis, vocentur ad id, quod non proposuerant scribere.[6] Ich ziehe lieber einen guten Ausspruch zusammen, um ihn in meinen Text einzuflechten, als daß ich meinen Faden weiter ausspinne, um ein geistvolles Wort hineinzubringen. Im Gegenteil müssen die Worte dienstbereit und folgewillig sein. Wenn das Französische den Gedanken nicht trifft, so möge man zum Gascognischen greifen. Die Sache muß immer den Vorzug haben und die Vorstellungskraft des Hörers dermaßen erfüllen, daß er darüber die Worte ganz vergißt.

---

[1] Aus der Lebensbeschreibung des Aristipp von Diogenes Laërtius II. 70. — Aristipp, geboren zu Kyrene in Nordafrika, wurde Schüler des Sokrates in Athen. In seiner Lehre sagte er sich aber von ihm los, indem er die Lust als das höchste Gut hinstellte.

[2] Kleanthes sowohl wie Chrysipp sind Stoiker. Ersterer ist ein Schüler des Zeno, des Begründers der Stoa, letzterer (274—207 v. Chr.) der dialektische Ausgestalter des stoischen Systems.

[3] Aus der Lebensbeschreibung des Chrysipp von Diogenes von Laërte VII. 183.

[4] „Verworrene und spitzfindige Trugschlüsse.“

[5] „Oder welche nicht die Worte den Dingen anpassen, sondern abseits irrend Dinge herbeiziehen, für welche die Worte passen.“ Aus Quintilian Buch VII. Kap. 3.

[6] „Welche durch ein schönes Wort, das ihnen gefällt, verleitet, etwas behandeln, was sie sich gar nicht vorgenommen hatten zu schreiben.“ Aus dem 59. Briefe des Seneka.

XXXI.

Bemerkungen betreffs des Stils.

Die Redeweise, die ich liebe, muß einfach und ungezwungen sein, sowohl im schriftlichen wie im mündlichen Gebrauch, voll Saft und Kraft und doch kurz und bündig,[1] nicht sowohl zierlich und gedrechselt wie lebhaft und sprungartig voranschreitend —

Haec demum sapiet dictio, quae feriet, —[2]

lieber schwer zu fassen als langweilig, fern von aller Ziererei, ohne Regeln und Übergänge und endlich kühn sein. Jeder Bruchteil muß doch ein Ganzes ausmachen. Sie darf nicht pedantisch sein, darf weder an die Sprache eines Mönchs, noch an die eines Advokaten anklingen, sondern muß vielmehr soldatisch sein, wie Sueton[3] die des Cäsar nennt, wenn ich auch nicht weiß, warum er sie so nennt.

Ich habe die Nachlässigkeit, die sich bei unserer Jugend in Kleidung und Tracht zeigt, gern nachgeahmt. Ein schärpenartig umhängender Mantel, ein über die Schulter geworfener Rock und ein schlecht hinaufgezogener Strumpf deuten einen Stolz an, der diesen fremdartigen Zierat mißachtet und sich um Künstelei nicht kümmert. Sie scheint mir aber in der Ausdrucksweise noch besser angebracht zu sein. Jede Ziererei steht, besonders bei der französischen Munterkeit und Freiheit, einem Hofmanne schlecht an. In einer Monarchie muß aber jeder Edelmann zu einem Hofmanne erzogen werden. Daher thun wir wohl, uns um eine Natürlichkeit zu bemühen, die alles Formelwesen mißachtet. Mir gefällt ein Gewebe schlecht, in welchem die Verbindungsteile und Nähte scharf hervortreten,

[1] Die eigene Sprache Montaignes mag alles andere sein, nur ist sie nicht kurz und bündig.

[2] „Wenn die Ausdrucksweise Eindruck macht, so gefällt sie auch."

[3] C. Suetonius Tranquillus (zwischen 70 und 140 n. Chr.), ein römischer Geschichtschreiber, dessen Bedeutung besonders auf den Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser beruht. In der Lebensbeschreibung des Cäsar, Kap. 55, findet sich die angedeutete Stelle, die aber jetzt infolge sorgfältigerer Textkritik anders lautet als zu Montaignes Zeiten. Aus Eloquentia militari; qua re aut aequavit . . . ist geworden: Eloquentia militarique re, aut aequavit . . . so daß also der Ausdruck militaris (soldatisch), den sich Montaigne nicht erklären kann, außer Verbindung mit eloquentia tritt.

wie es einem schönen Körper schlecht steht, wenn man an ihm die Knochen und Adern zählen kann.[1] Quae veritati operam dat oratio, incomposita sit et simplex.[2] Quis accurate loquitur, nisi qui vult putide loqui.[3] Eine Beredsamkeit, welche die Aufmerksamkeit auf sich ablenkt, schädigt die Sache. Wie es in der Kleidung von kindischem Geiste zeugt, sich durch auffallende und ungewohnte Tracht hervorzuthun, so stammt in der Sprache die Sucht, neue Redewendungen und selten vorkommende Wörter zu gebrauchen, aus einem pedantischen und knabenhaften Ehrgeiz. Könnte ich mich nur stets der Ausdrücke bedienen, wie sie auf den Pariser Märkten üblich sind! Der Grammatiker Aristophanes[4] zeigte geringes Verständnis von der Sache, als er dem Epikur seine einfache Redeweise vorwarf und daß er nur die Klarheit der Sprache als Ziel seiner Redekunst hinstellte. Leichtigkeit in der Redeweise wird alsbald von einem ganzen Volke nachgeahmt; das scharfe Denken und die schöpferische Kraft wird schon viel weniger leicht nachgeahmt. Die meisten Leser glauben fälschlicherweise ein und denselben Körper vor sich zu haben, weil er dasselbe Kleid trägt. Aber Kraft und Saft läßt sich nicht von anderen leihen; was sich entlehnen läßt, das ist nur der Schmuck und die Umhüllung. Die meisten Personen, mit welchen ich verkehre, sprechen die Sprache meiner Essais, aber ich weiß nicht, ob sie ebenso denken. Die Athener, sagt Plato,[5] lassen sich eine phantasiereiche und gewählte Sprache angelegen sein, die Lacedämonier hingegen eine kurze. Die Kretenser aber legen mehr Gewicht auf Gedankenreichtum als auf die Sprache; sie haben die beste Wahl getroffen. Zeno[6] pflegte zu sagen, er

---

[1] Montaigne selbst kann in den sprungweisen, scharf hervortretenden Übergängen gewiß nicht als Muster dienen.

[2] „Eine Rede, welche auf Wahrheit hinzielt, muß ungekünstelt und einfach sein." (Aus dem 40. Briefe des Seneka.)

[3] „Nur ein solcher kann sich gesucht ausdrücken, welcher seinen Zuhörern (auf die Dauer) zur Last fallen will." (Aus dem 75. Briefe Senekas.)

[4] Nach Diogenes von Laërte X. 13.

[5] In den „Gesetzen" B. I.

[6] Zeno von Kittion (340—260 v. Chr.) ist der Begründer der Stoa, die so benannt wurde nach der Halle, in welcher er lehrte. Die ascetische Richtung dieser Schule, welche einen gewissen herben Beigeschmack nicht

habe zwei Klaſſen von Schülern. Die einen, welche er φιλολόγους nannte, ſtrebten danach, in die Sache einzudringen, und ſie ſeien ſeine Lieblinge; die andern, die λογοφίλοι, bemühten ſich nur um den Ausdruck. Damit ſoll keineswegs geſagt ſein, daß eine ſchöne Ausdrucksweiſe nicht eine gute und treffliche Sache ſei, ſondern nur, daß ſie nicht von der Wichtigkeit ſei, zu welcher man ſie oft emporſchraubt, und es ärgert mich, wenn ich ſehe, daß unſer ganzes Leben auf nichts anderes hinausläuft.[1] Ich möchte zunächſt meine eigene Mutterſprache gründlich verſtehen und dann die meiner Nachbarn, mit welchen ich am lebhafteſten in Verkehr ſtehe.[2]

XXXII.

Wie Montaigne Lateiniſch lernte.

Griechiſch und Lateiniſch iſt ohne Frage ein großer Schmuck. Aber man erkauft ihn zu teuer. Ich will hier eine Methode mitteilen, wie man billiger dazu gelangt, wie gewöhnlich, und ſie beſitzt den Vorzug, von mir ſelbſt erprobt worden zu ſein. Wer will, möge ſich ihrer bedienen. Mein verſtorbener Vater hatte ſich auf jede mögliche Weiſe bei wiſſenſchaftlich gebildeten und ſachkundigen Leuten nach der beſten Erziehungsmethode erkundigt und bei der Gelegenheit auch die Unzuträglichkeiten des gebräuchlichen Unterrichtsverfahrens kennen gelernt. Dabei ſagte man ihm, daß die lange Zeit, welche wir auf die Erlernung der Sprachen verwenden müßten, die den alten Griechen und Römern von ſelbſt zufielen, eben der Grund ſei, warum wir ſie weder an Seelengröße noch an tüchtigen Kenntniſſen erreichten. Ich glaube nun zwar nicht, daß das die einzige Urſache ſei. Gewiß aber iſt, daß mein Vater auf folgenden Ausweg verfiel. Als ich noch ein Säugling war, und ehe ich

---

verleugnen kann, hat immerhin dem Chriſtentum in mancher Hinſicht vorgearbeitet.

[1] Ein ſehr wahres Wort in der Zeit des einſeitigſten Humanismus, in der eine ciceronianiſche Floskel genügte, um völlige Leere des Inhalts oder die größten ſittlichen Mängel des Urhebers verſöhnend zuzudecken.

[2] Ein treffliches Wort, das auch heutzutage noch allen denen gegenüber ſeine Geltung hat, welche die klaſſiſchen Sprachen für die allein mögliche Grundlage höherer geiſtiger Bildung anſehen.

meine Zunge zu gebrauchen verstand, vertraute er mich ganz einem Deutschen an (derselbe ist seitdem als berühmter Arzt in Frankreich verstorben), der unsere Sprache durchaus nicht verstand, im Lateinischen dafür aber um so tüchtiger bewandert war. Dieser, den er eigens hatte kommen lassen, und der mit einem hohen Gehalte angestellt war, hatte mich beständig unter Händen. Ihm standen zwei andere Männer zur Seite, welche ihm an Wissen nicht gleich kamen, und die mich nicht aus den Augen lassen durften und den ersteren in seiner Aufgabe unterstützen sollten. Die nun sprachen nur lateinisch mit mir. Was seine übrigen Hausgenossen angeht, so war es eine unverletzliche Regel, daß weder mein Vater selbst, noch meine Mutter, noch ein Freund, noch eine Magd in meiner Gegenwart irgend etwas anderes als Lateinisch sprach, so viel Brocken eben jeder gelernt hatte, um mit mir plaudern zu können. Wunderbar waren die Fortschritte, welche jeder dabei machte. Mein Vater und meine Mutter lernten so viel Latein, daß sie es völlig verstanden und sich im Notfalle seiner bedienen konnten. Ein Gleiches war mit den Hausgenossen der Fall, die häufiger um mich waren. Kurz, wir wurden derartige Lateiner, daß diese Sprache sich sogar über unsere benachbarten Dörfer ausbreitete. In ihnen sind noch mehrere lateinische Benennungen für Handwerker und Werkzeuge in Gebrauch, die sich durch lange Gewohnheit ganz eingebürgert haben. Was mich selbst betrifft, so war ich über sechs Jahre alt, als ich das Französische und Perigordische[1] ebenso wenig verstand, wie das Arabische. Und so hatte ich ohne Kunst, ohne Buch, ohne Grammatik oder Regeln und ohne Rute und Thränen ein so reines Lateinisch gelernt, wie mein Lehrmeister es verstand.[2] Denn ich hatte

[1] Ist der Dialekt, welcher in Périgord, der Heimat Montaignes, gesprochen wird. Le Périgord ist ein Landesteil, der dem südwestlichen Winkel Frankreichs angehört.

[2] Ohne Zweifel ist das Sprechenlernen von Sprachen, und wären es auch tote, geistig bildend. Ungleich bildender aber als eine rein mechanische Spracherlernung ist das Eindringen in ihren Geist, in die Gesetze, die sie beherrschen, in die unvergänglichen Geistesschätze, welche in ihr niedergelegt sind. Bei den lebenden Sprachen muß daneben selbstverständlich auch das Sprechenlernen als Ziel stets im Auge behalten werden; bei den toten Sprachen erscheint dasselbe im besten Falle von minderem Werte.

es ja nicht vermengen oder entstellen können. Wenn man mir als Probearbeit eine Aufgabe stellen wollte, wie sie in den Gymnasien üblich sind, so mußte man sie mir, statt wie den andern in französischer Sprache, in schlechtem Latein geben, das ich in gutes umwandeln mußte. Und meine Hauslehrer, Nikolaus Grouchy,[1] der De Comitiis Romanorum[2] geschrieben hat, Wilhelm Guerente,[3] welcher den Aristoteles mit erklärenden Anmerkungen versehen hat, Georg Buchanan,[4] der große schottische Dichter und Markus Antonius Muret,[5] den Frankreich und Italien als den besten Redner seiner Zeit anerkennen, haben mir oft gesagt, ich hätte in meiner Jugend diese Sprache so in meiner Gewalt gehabt, daß sie sich gefürchtet hätten, mich anzureden. Buchanan, den ich später im Gefolge des verstorbenen Marschalls von Brissac[6] traf, sagte mir, daß er über die Erziehung der Jugend zu schreiben gedächte. Dann würde er die meinige als Muster aufstellen. Er war nämlich damals Erzieher eben jenes Grafen von Brissac, der sich seitdem durch seinen Mut und seine Tapferkeit so vorteilhaft bekannt gemacht hat.

XXXIII.

Die persönliche Erziehung Montaignes.

Was das Griechische betrifft, in dem meine Kenntnisse übrigens fast gleich null sind, so faßte mein Vater den Plan, es mir auf eine spielende, ganz neue Weise beizubringen, in

---

[1] Ein Helleniſt und Philoſoph, welcher von 1520—1572 lebte. Er wirkte als Lehrer in Bordeaux, Paris und Portugal.

[2] „Über die Volksverſammlungen der Römer." Dieſes Buch erſchien 1555 in Paris.

[3] Er iſt nur aus dieſer Bemerkung des Montaigne bekannt.

[4] Georg Buchanan (1506—1582) lebte längere Zeit in Frankreich, wo er in Paris und Bordeaux lehrte. In letzterer Stadt lernte er Montaigne kennen. Nachdem er, wie gleich erwähnt wird, den Sohn des Marſchalls von Briſſac erzogen hatte, leitete er die Erziehung des nachmaligen Königs von England, Jakobs des Erſten.

[5] Muret (1526—1585), der berühmteſte Latiniſt ſeiner Zeit. Er lehrte in Poitiers und Paris. Von ihm ſagt Skaliger: „Nach Cicero ſpricht Muretus am beſten lateiniſch."

[6] Ein hervorragender franzöſiſcher Heerführer des ſechzehnten Jahrhunderts (1505—1563).

der sich Belustigung und Übung verbänden.[1] Beim Spiel lernten wir unsere Deklinationen, ähnlich denen, welche bei Spielen mit beweglichen Figuren Arithmetik und Geometrie lernen. Unter andern war ihm nämlich geraten worden, mir Geschmack an der Wissenschaft einzuflößen, so daß ich meine Pflicht nicht aus Zwang, sondern aus Lust und Liebe zur Sache leiste, und meinen Geist mit aller Milde und Sanftmut zu erziehen, ohne Härte und Zwang. Das ging bis zu einer so übertriebenen Ängstlichkeit, daß, weil einige meinen, es beeinflusse das zarte Gehirn der Kinder nachteilig, wenn man sie morgens plötzlich aufwecke und gewaltsam dem Schlafe entreiße[2] (der bei ihnen ja viel fester ist als bei uns), er mich durch den Klang irgend eines Instrumentes wecken ließ. Daher hatte ich stets jemanden bei mir, der mir diesen Dienst leistete.

Dieses Beispiel mag genügen, um zu einem Urteil über die anderen Punkte zu gelangen, und um die umsichtige Liebe eines so guten Vaters in das rechte Licht zu rücken. An ihm liegt gewißlich die Schuld nicht, wenn er nicht die Früchte geerntet hat, welche einer so vorzüglichen Ausbildung entsprachen. Ein Doppeltes war die Ursache davon. Zunächst der unfruchtbar und schwer zu beackernde Boden. Denn, wenn ich auch eine feste und gute Gesundheit hatte und zugleich von Natur sanft und lenksam war, so blieb ich doch dabei so schwerfällig, verweichlicht und schläfrig, daß man mich nicht einmal des Spiels wegen meinem Hang zur Trägheit entreißen konnte. Was ich beobachtete, beobachtete ich genau und nährte unter dieser schwerfälligen Außenseite kühne Träume und Ansichten, die über mein Alter hinausgingen. Ich hatte einen langsamen Geist, der nur so weit fortschritt, wie man ihn führte. Mein Auffassungsvermögen war schwerfällig, meine selbständige Auffindungsgabe gering, und bei alledem besaß ich noch ein unglaublich schwaches Gedächtnis. Wenn mein Vater also bei

---

[1] Wenn auch das Spiel in mäßiger Weise benutzt werden darf, um der Jugend Kenntnisse zu übermitteln, so darf doch das Lernen nie zum Spiel werden. Es muß vielmehr für die Jugend zu einer Schule strenger Pflichterfüllung werden. Pflicht und Spiel sind so sehr zweierlei, daß eine Vertauschung oder Gleichstellung beider Begriffe verhängnisvolle Folgen für das ganze spätere Leben haben kann.

[2] Ein allmähliches Aufwachen ist entschieden besser.

mir nicht viel Gescheites zuwege brachte, so ist das nicht zu verwundern. Es kommt noch hinzu, daß es ihm erging, wie denen, die durchaus gesunden wollen und daher jeden Rat befolgen. Da der gute Mann außerordentlich befürchtete, daß die Sache, welche ihm so am Herzen lag, mißlang, so ließ er sich zuletzt zu der Meinung der großen Menge verleiten, die, wie die Kraniche, immer dem folgt, der ihr vorangeht. Mit anderen Worten: er gab sich in die herrschende Sitte, da er diejenigen, welche ihm die ersten Anweisungen gegeben hatten (dieselben stammten aus Italien),[1] nicht mehr um sich hatte, und schickte mich sechs Jahre auf das Guyenner Gymnasium,[2] welches damals in hoher Blüte stand und das beste in Frankreich war. Mit einer Sorgfalt, die nicht übertroffen werden konnte, suchte er mir geeignete Hauslehrer und gab sich um alles Mühe, was meine Ausbildung betraf. Doch bedang er sich darin mehrere Ausnahmen von dem dort herrschenden Verfahren aus. Immerhin blieb es aber Gymnasialunterricht. Mein Latein, das ich aus Mangel an Übung seitdem ganz zu sprechen verlernt habe, verschlechterte sich alsbald. Meine bisherige ungewohnte Erziehung hatte keinen weiteren Erfolg, als daß ich gleich in die oberen Klassen kam. So verließ ich das Gymnasium denn schon im Alter von dreizehn Jahren, nachdem ich es, wie man das zu nennen pflegt, ganz durchgemacht hatte. In Wahrheit hat mir diese Zeit keine Frucht eingetragen, die ich auch jetzt noch in Anschlag bringen könnte.

XXXIV.

Was Montaigne zuerst las.

Lust am Lesen gewann ich zuerst durch das Vergnügen, das mir die Erzählungen in Ovids Metamorphosen[3] bereiteten.

---

[1] Montaignes Vater hatte an den Kriegen in Italien teilgenommen und dabei wohl sein neues Unterrichtsverfahren heimgebracht.

[2] Das Guyenner Gymnasium (collège de Guienne) zu Bordeaux war in der That eine der blühendsten höheren Lehranstalten Frankreichs während des sechzehnten Jahrhunderts.

[3] P. Ovidius Naso lebte von 43 v. Chr. bis 18 n. Chr. In ihm hat die lateinische Litteratur, was Anmut und Leichtigkeit der Darstellung angeht, den Höhepunkt erreicht. Aber es fehlt der tiefere, sittliche Gehalt. — Die Metamorphosen oder Verwandlungen stellen der Mythe entlehnte

Im Alter von sieben bis acht Jahren entzog ich mich jedem anderen Vergnügen, um sie zu lesen. Das lag auch daran, weil das Lateinische ja meine Muttersprache, und die Metamorphosen das leichteste Buch waren, das ich kannte, und zugleich dasjenige, welches auch seinem Stoffe nach für mein schwaches Verständnis am geeignetsten war. Denn von einem Lancelot vom See,[1] Amadis,[2] Hüon von Bordeaux[3] und ähnlichem Schund, an dem sich jetzt die Jugend erbaut, kannte ich nicht einmal den Namen, geschweige denn den Inhalt. So sorgfältig war meine Erziehung. Meine freiwillige Lektüre machte mich nachlässig gegen die andern vorgeschriebenen Unterrichtsstunden. Dabei kam es mir vorzüglich zu statten, daß ich es mit einem verständnisvollen Lehrer zu thun hatte, der dieser und anderen Ordnungswidrigkeiten gegenüber geschickt ein Auge zudrückte. So schloß ich denn an obengenanntes Buch in einem Zuge Vergils Äneis, dann Terenz, dann Plautus[4] und italienische Lustspiele, stets von der Schönheit der Gegenstände angezogen. Wenn mein Lehrer so unvernünftig gewesen wäre, meine Auswahl abändern zu wollen, so hätte ich wohl, gleich unsern meisten Adeligen, vom Gymnasium nichts weiter als Haß gegen alle Bücher heimgebracht. Aber er wußte das auf so kluge Weise einzurichten, daß es schien, als sähe er nichts davon. Ja, er reizte meinen Hunger noch dadurch, daß er mich jene Bücher nur heimlich verschlingen ließ und mich

---

Verwandlungen dar, welche vom Chaos bis zu derjenigen Cäsars in einen Stern reichen. Ovid bekundet in ihnen ein fesselndes Erzählertalent.

[1] Ein altfranzösischer Ritterroman von Chrétien de Troyes, einem der fruchtbarsten Dichter des dreizehnten Jahrhunderts. Von ihm stammt auch, zum größten Teil wenigstens, der Parzival, in dessen krause und bunte Abenteuer erst Wolfram v. Eschenbach durch seine Bearbeitung Ordnung und den tiefen Gehalt brachte.

[2] Ein berühmter spanischer Ritterroman. Don Quixote wird durch das Lesen dieses Romans und ähnlicher anderer zu der Wahnvorstellung gebracht, sie stellten wirkliches Leben dar.

[3] Ist auch ein Ritterroman aus dem dreizehnten Jahrhundert von Hugo de Villeneuve. Wieland hat ihn mit großem Geschick zu seinem „Oberon" verwandt.

[4] Wenn schon die Metamorphosen Ovids und Vergils Äneis nicht in allen Teilen eine Lektüre für Knaben und selbst Jünglinge sind, so gilt das in noch verstärktem Maße für Terenz, Plautus und die italienischen Lustspiele der Renaissancezeit.

in Bezug auf die vorgeschriebenen Studien mit sanften Worten zu meiner Pflicht anhielt. Gerade Wohlwollen und ein sanftes, mildes Wesen waren die Eigenschaften, welche mein Vater von den Leuten verlangte, denen er meine Erziehung anvertraute. Daher kam es denn auch wohl, daß meine einzigen Fehler Schlaffheit und Trägheit waren. Es war keine Gefahr vorhanden, daß ich Böses that, aber wohl, daß ich gar nichts that. Niemand stellte mir in Aussicht, daß ich ein schlechtes, aber wohl, daß ich ein nutzloses Glied der menschlichen Gesellschaft würde. Nur Hang zum Müßiggang, nicht aber Bosheit sah man bei mir voraus. Ich fühle auch, daß es so gekommen ist. Die Anklagen, die mir in den Ohren klingen, lauten folgendermaßen: „Er liebt den Müßiggang, er ist kalt in der Erfüllung seiner freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Pflichten, und in seinen Verpflichtungen der Öffentlichkeit gegenüber zu zurückgezogen und hochmütig. Die Beleidigendsten sagen sogar nicht: „Warum hat er es genommen? Warum hat er nicht bezahlt?“ sondern: „Warum steht er nicht von seinem Rechte ab? Warum giebt er es nicht her?“ Ich würde es als eine Gunst betrachten, wenn man von mir nichts weiter als jene überflüssigen Dinge verlangte, aber es bleibt doch eine Ungerechtigkeit, zu verlangen, was ich nicht zu thun brauche, und zwar weit strenger, als sie von sich die Erfüllung ihrer Pflicht verlangen. Dadurch daß sie mich dazu verurteilen, machen sie ein Handeln aus freiem Willen und die Dankbarkeit, die mir dafür gebührte, unmöglich. Und doch sollten die Wohlthaten, die ich ihnen erwiesen habe, um so schwerer wiegen, als ich keine einzige dagegen empfangen habe. Ich kann mit meinem Vermögen um so freier schalten und walten, je mehr es mein Eigentum ist, und über mich um so freier verfügen, je mehr ich mir selbst gehöre. Wenn ich mit meinen Thaten prahlen wollte, so könnte ich diese Vorwürfe[1] mit Leichtigkeit zurückweisen. Sie würden dann einsehen, daß sie nicht so sehr Anstoß daran nehmen, daß ich nicht genug leiste, sondern daran, daß ich nicht noch mehr leiste, wie jetzt.

[1] Man hatte ihm Vorwürfe gemacht, weil er, als Bürgermeister von Bordeaux, diese Stadt zur Zeit der Pest verlassen hatte. (Vgl. Einl. S. 16 u. 17.) — Diese Stelle findet sich erst in den Ausgaben Montaignes seit 1595.

Indessen hatte mein Geist nicht allein betreffs seiner selbst, sondern auch der Gegenstände, die er kannte, kräftige Regungen und sichere und gesunde Urteile. Und er durchdachte sie ganz allein, ohne irgendwie der Beihülfe anderer zu bedürfen. Unter anderm aber meine ich, daß es in der That unmöglich gewesen wäre, daß er dem Zwange und der Gewalt nachgäbe. Darf ich auch die Fähigkeit meiner Jugend erwähnen, meine Gesichtszüge und Stimme und Gebärden sicher und geschmeidig den Rollen anzupassen, die ich übernommen hatte? Denn vor der Zeit, da ich herangewachsen war,

Alter ab undecimo tum vix me ceperat annus,[1]

habe ich die Hauptrollen in den lateinischen Trauerspielen Buchanans, Guerentes und Murets gespielt, die in unserm Guyenner Gymnasium sehr würdig dargestellt wurden. Darin war der Leiter unserer Anstalt, Andreas Govеanus,[2] wie in allem, was sonst seines Amtes war, unbedingt der hervorragendste Direktor in ganz Frankreich. Und mich hielt er für einen Meister. Solche Übungen mißbillige ich keineswegs bei jungen Leuten aus vornehmen Häusern. Ja ich habe seitdem Fürsten in ehrenwerter und löblicher Weise sich nach dem Vorgange der Alten in eigener Person demselben widmen sehen. In Griechenland war es sogar angesehenen Leuten durchaus gestattet, den Beruf eines Schauspielers zu wählen. Aristoni tragico actori rem aperit: huic et genus, et fortuna honesta erant; nec ars, quia nihil tale apud Graecos pudori est, ea deformabat.[3] Ich habe die Leute, welche solche Lustbarkeiten verdammen, immer für beschränkte Menschen gehalten, und deshalb jene der Ungerechtigkeit geziehen, welche verdienten

---

[1] „Kaum hatte ich mein zwölftes Jahr erreicht." Aus Vergils Eclogen VIII. 39.

[2] Andreas von Gouvea, ein Portugiese von Geburt, war zunächst Direktor des Gymnasiums Ste Barbe zu Paris, dann des Guyenner Gymnasiums zu Bordeaux. Hier wirkte er von 1534—1547. Dann siedelte er nach Coïmbra in seinem Heimatlande über, um daselbst eine ähnliche Anstalt zu begründen. Er starb aber schon im nächstfolgenden Jahre.

[3] „Er (Andranodor) eröffnete seine Absicht dem tragischen Schauspieler Aristo. Er war ein Mann von guter Familie und ansehnlichem Vermögen, dem seine Kunst, die bei den Griechen nichts Schimpfliches hat, durchaus keine Unehre eintrug." Aus Titus Livius XXIV. 24.

Schauspielern den Eintritt in unsere guten Städte verwehren und dem Volke diese öffentlichen Vergnügungen mißgönnen. Eine gute Obrigkeit sorgt ebenso dafür, daß die Bürger sich zu Übung und Spiel, wie zu ernsten gottesdienstlichen Verrichtungen versammeln. Denn es wächst dadurch Geselligkeit und Freundschaft. Und ferner kann man ihnen keinen anständigeren Zeitvertreib gewähren, als einen solchen, der in Gegenwart des ganzen Volkes und sogar der Obrigkeit selbst von statten geht. Ich würde es sogar für zweckmäßig halten, wenn der Fürst auf seine Kosten, und gewissermaßen aus väterlicher Liebe und Güte, den Gemeinden derartiges veranstaltete und es in volkreichen Städten besondere, für Schauspiele bestimmte und geeignete Örtlichkeiten gäbe. Das würde manch schlimmeres heimliches Thun verhindern.

Um nun auf meinen Gegenstand zurückzukommen, so ist besonders vonnöten, Lust am Lernen und Liebe zum Lehrenden zu erwecken. Sonst bildet man aus den Schülern nur Packesel, die schwer an Büchern tragen. Mit Hilfe von Rutenstreichen füllt man ihnen die Taschen mit Gelehrsamkeit. Letztere muß man aber nicht bloß äußerlich bei sich aufnehmen, sondern gleichsam mit seinem Geiste in innigster Weise vermählen.

Ausgewählte Abschnitte aus verschiedenen Kapiteln der Essais.

I.

Über die Pedanterie.[1]

In meiner Jugend habe ich mich oft geärgert, wenn ich im italienischen Lustspiel einen Schulmeister als komische Person auftreten sah, und wenn ich bemerkte, daß der Name „Magister" auch bei uns keine sonderlich ehrenvolle Bedeutung hat. Ich suchte das zunächst durch den natürlichen Gegensatz zu erklären, der zwischen dem großen Haufen und jenen seltenen, durch Verstand und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Männern herrscht, der um so mehr hervortritt, als ihre Lebensanschauungen sich vollständig zuwiderlaufen. Aber ich war am Ende meines Latein, als ich sah, daß gerade die gebildetsten Leute sie am meisten verachteten. Ein Zeuge dafür ist unser guter du Bellay,[2] wenn er sagt:

„Vor allem hass' ich tief pedantisch eitles Wissen."

Ja, das ist schon etwas Althergebrachtes. Denn schon Plutarch erzählt, daß „Grieche" und „Gelehrter" bei den Römern verachtungsvolle Schimpfwörter gewesen seien. Als ich später älter wurde, habe ich gefunden, daß man sehr recht hatte und daß magis magnos clericos non esse magis magnos sapientes.[3] Bis zum heutigen Tage bin ich noch im Zweifel

---

[1] Buch I. Kap. XXIV.

[2] du Bellay gehört, wie schon oben erwähnt, zu der Plejade, einer Vereinigung von jugendlichen Dichtern, die, von den klassischen Studien wie berauscht, den Kampf gegen die alten Formen der nationalen Poesie eröffneten.

[3] „Daß die größten Gelehrten nicht auch die größten Weisen sind." Ein im Latein des Mittelalters gebräuchliches Sprichwort, das Montaigne wohl aus „Rabelais" Gargantua I. 39 entlehnt hat. — Das vorher Erwähnte berichtet Plutarch in Ciceros Leben, gleich im Anfange.

darüber, wie es zugeht, daß ein durch so mannigfaltige Kenntnisse bereicherter Geist nicht lebhafter und geweckter wird, und daß ein roher und gewöhnlicher Mensch die Darlegungen und Ansichten der ausgezeichnetsten Geister, welche die Welt hervorgebracht hat, in sich aufnehmen kann, ohne infolgedessen besser zu werden. „Wer so viel fremden Denkstoff, und zwar mächtigen und umfassenden, in sich aufnimmt, dessen eigener muß natürlich zusammenschrumpfen und eingehen, um dem fremden Platz zu machen", sagte mir einst eine junge Dame, die hervorragendste unter unseren Prinzessinnen, als sie von irgend jemandem sprach. „Ich möchte sagen, daß es dem Geiste bei zu vielem Studium und zu großer Fülle des Stoffs ergeht, wie den Pflanzen, die infolge zu großer Feuchtigkeit absterben, oder den Lampen, die infolge zu übermäßig aufgegossenen Öls verlöschen. Denn, wenn man mit zu vielen Dingen beschäftigt ist, wird man beengt und verwirrt und kann sich nicht mehr zurechtfinden, und so verkümmert man und erliegt unter der Last." Dem ist aber nicht so. Denn es erweitert sich unsere Seele in demselben Maße wie sie Stoff aufnimmt. Ganz im Gegensatz zu obigen Ansichten, bietet uns das Altertum Beispiele von Männern, die sich im öffentlichen Leben bewährten, von großen Heerführern und großen Staatsmännern, die dabei doch sehr gelehrt waren.

„Die Philosophen hingegen, die sich vom öffentlichen Leben ganz fern hielten, sind in der That zuweilen von der Komödie ihrer Zeit stark mitgenommen worden. Aber ihre Ansichten und ihr Auftreten machte sie lächerlich. Wollt Ihr sie zu Richtern in einem Prozeß oder über das Thun und Handeln eines Mannes, gleich sind sie dazu bereit. Dann untersuchen sie vorerst, ob noch Leben, ob noch Bewegung vorhanden ist; ob der Mensch etwas anderes ist denn ein Wiederkäuer, was Handeln und Leiden, was Gesetz und Recht denn eigentlich sind. Sprechen sie von der Obrigkeit oder mit derselben, so nehmen sie sich ein unehrerbietiges und unhöfliches Wesen heraus. Hören sie ihren Fürsten oder einen König loben, so ist der für sie nichts weiter als ein Hirt, d. h. ebenso unthätig wie ein Hirt und ebenso darauf aus, seine Schäflein zu schinden und zu scheren, aber in noch weit ärgerem Maße wie ein Schäfer. Ist jemand für Euch ein angesehener Mann, weil er ein Gut von 2000 Morgen besitzt, so pfeifen sie etwas darauf, da sie gewohnt sind, die ganze

Welt als ihren Besitz anzusehen. Und rühmt Ihr Euch Eures Adels und dessen, daß Ihr sieben reiche Ahnen zählt, so schätzen sie Euch deshalb gering, weil Ihr das allgemeine Gesetz der Natur nicht erfaßt[1] und nicht bedenkt, daß jeder von uns viele Vorfahren gehabt hat, reiche und arme, Könige und Knechte, gebildete und ungebildete. Und wärest Du auch der fünfzigste Nachkomme des Herkules, so finden sie Dich bloß eitel, weil Du dieses Geschenk des blinden Zufalls geltend machst. Daher mißachtet sie das Volk, weil sie die gewöhnlichen und althergebrachten Dinge nicht wußten, aber dabei anmaßend und unverschämt waren."[2]

Aber dieses von Plato entworfene Bild ist demjenigen sehr unähnlich, das für unsere Leute paßte. Jene beneidete man, weil sie sich über das Gewöhnliche erhoben, weil sie die öffentlichen Angelegenheiten verachteten, weil sie sich, gewissen hochfahrenden und ungewöhnlichen Regeln folgend, einen besonderen Weg durchs Leben bahnten, der für andere ungangbar war. Diese aber mißachtet man, weil sie unter dem Niveau des Gewöhnlichen stehen, weil sie unfähig sind, öffentliche Ämter zu bekleiden, und weil sie ein Leben vegetieren, das an niedrigen und gemeinen Sitten noch hinter dem großen Haufen zurücksteht:

Odi homines ignava opera, philosopha sententia.[3]

Jene Philosophen waren nach meiner Ansicht noch größer im Handeln jeglicher Art wie sie im Wissen waren. So erzählt man von dem Syrakusaner Mathematiker,[4] daß er, inmitten seiner Studien aufgefordert, sie zum Teile wenigstens zur Verteidigung seines Landes zu verwerten, plötzlich furchtbare Maschinen in Thätigkeit setzte und damit Wirkungen hervorbrachte, die über jede menschliche Vorstellung hinausgingen. Dabei miß-

---

[1] welches nämlich die Menschen ausstattet, ohne bei der Austeilung der Gaben ihre hohe oder niedere Geburt zu berücksichtigen. — Man kann in den beiden letzten Punkten den „Philosophen" so unrecht nicht geben.

[2] Die ganze in Anführungszeichen gesetzte Stelle ist eine Übersetzung aus Platos Theätet.

[3] „Ich hasse die Menschen, die zum Handeln unfähig sind, deren Philosophie nur in hohlen Reden besteht." Pacuvius ap. Gellium XIII. 8.

[4] Archimedes. Er lebte von 287—212. Von ihm sagt Leibniz, daß, wer ihn kenne, die neueren Mathematiker weniger bewundere. Trotz aller Erfindungen, die er machte, blieb er ein einfacher und bescheidener Gelehrter.

achtete er doch selbst dieses sein Kunstwerk und glaubte, die Würde der Wissenschaft geschädigt zu haben, weil seine Schöpfungen nur ein lehrlingsmäßiges Spielzeug derselben seien. So erging es auch jenen. Wenn man sie einmal auf die Probe stellte, ob sie auch zu handeln verständen, dann sah man sie einen so hohen Flug nehmen, daß aufs deutlichste hervortrat, in wie wunderbarer Weise ihr Herz und Geist sich erweitert und bereichert hatten durch ihren Einblick in das Wesen der Dinge. Einige allerdings haben, wenn sie die öffentlichen Ämter im Besitze unfähiger Menschen sahen, auf sie ganz verzichtet. Als man den Krates fragte, wie lange man Philosophie treiben solle, erhielt man von ihm die Antwort: „Bis keine Eseltreiber mehr an der Spitze unserer Heere stehen.“ [1] Heraklit überließ die Herrscherwürde seinem Bruder, und als die Epheser ihm vorwarfen, er verbringe seine Zeit damit, vor dem Tempel mit den Kindern zu spielen, antwortete er ihnen: „Ist das nicht besser, als in Eurer Gesellschaft den Staat zu lenken?“ [2] Andere, deren Gedankenflug über Glück und Welt erhaben war, fanden richterliche Ämter und selbst königliche Throne niedrig und gemein. So lehnte Empedokles [3] die königliche Würde ab, welche die Agrigentiner ihm anboten. Als Thales [4] mehrfach das Streben, sparsam zu leben und Reichtümer zu sammeln, tadelte, warf man ihm vor, er handele nach dem Beispiel des Fuchses, der die Trauben sauer fand, an die er nicht reichen konnte. Da faßte ihn die Lust, zum Scherz einmal zu zeigen, daß er sich darauf verstände. Da er nun sein Wissen in den Dienst des Nutzens und Gewinnes stellte, schuf er ein kaufmännisches Unternehmen, das ihm in einem Jahre solchen

---

[1] Das erzählt Diogenes Laërtius VI. 92.

[2] Desgleichen bei Diog. Laërtius IX. 6. 3. — Dieser Heraklit lebte um 500 v. Chr. und heißt wegen der Tiefe seiner Gedanken, für welche er den sprachlichen Ausdruck erst schaffen mußte, der Dunkle.

[3] Empedokles ist einer der Eleaten. Er war auf Sicilien, zu Akragas (Agrigent) geboren und machte große Reisen, auf denen er auch nach Athen kam. Er lebte von 492—432. — Nach ihm sind Streit und Liebe die bestimmenden Mächte des Urseins.

[4] Thales von Milet (640—545) war von phönikischer Abstammung und trat in Ägypten, wo er sich des Handels wegen niedergelassen hatte, in den Dienst der Wissenschaft. — Er ist der erste griechische Astronom. Er lehrte die Unsterblichkeit der Seele.

Reichtum einbrachte, daß kaum die geschäftskundigsten Leute in ihrem ganzen Leben einen gleichen erwarben. Aristoteles erzählt, daß manche den Thales, Anaxagoras[1] und ihresgleichen weise, aber nicht klug nannten, weil sie nicht genug für das Nützliche sorgten. Einerseits verstehe ich den Unterschied dieser Worte nicht recht, und anderseits dient das unseren Leuten nicht zur Entschuldigung. Wenn man das niedrige und armselige Los ansieht, mit dem sie sich begnügen, so wären wir mehr im Recht, ihnen beides, sowohl die Weisheit wie die Klugheit, abzusprechen.

II.

Vor allem ist der Verstand auszubilden.

Ich verlasse nun diesen ersten Grund. Meines Erachtens sagt man richtiger, daß dieser Fehler der Pedanterie von der falschen Methode herkommt, nach welcher sie die Wissenschaften betreiben. Bei der Art und Weise, wie wir unterrichtet werden, ist es kein Wunder zu nennen, wenn weder Schüler noch Lehrer Geschick erlangen, mögen sie auch gelehrt werden. In der That haben unsere Väter bei ihren Mühen und Ausgaben nur das eine Ziel im Auge, unsern Kopf mit Wissen anzufüllen. Nach Verstand und Tugend fragt man wenig. Ruft unserem Volke einmal betreffs eines Vorübergehenden zu: „O der gelehrte Mann!“ und betreffs eines anderen: „O der gute Mann!“ es wird sicher auf ersteren seine Augen lenken und ihm seine Hochachtung bezeugen. Eigentlich gehörte noch ein dritter hinzu, der ihnen zuriefe: „O ihr Dummköpfe!“ Mit Vorliebe fragen wir: „Versteht er Griechisch und Lateinisch? Schreibt er in Prosa oder in Versen?“ Ob er besser oder klüger geworden ist, das wäre doch die Hauptsache, aber das bleibt unerörtert. Wir sollten fragen, wer ein besseres und nicht, wer ein größeres Wissen hat.

Wir sind nur darauf aus, das Gedächtnis auszufüllen, und lassen das Verständnis und das Gewissen leer ausgehen.

---

[1] Anaxagoras (497—425 v. Chr.) lebte lange zu Athen als Freund des Perikles, starb in Lampsakos. — Die Vernunft ist nach ihm Weltordnerin, ein fruchtbarer Gedanke, den er aber nicht zweckmäßig durchzuführen verstand.

Gerade wie die Vögel zuweilen ein Korn suchen und, ohne es eigentlich anzurühren, im Schnabel dahintragen, um ihre Jungen damit zu füttern: so tragen unsere Pedanten die Wissenschaft aus den Büchern zusammen, haben sie aber nur auf ihren Lippen, um sie wieder zum besten zu geben und in alle Winde auszustreuen. Welch treffliches Beispiel biete ich selbst für diese Thorheit! Heißt jenes nicht dasselbe thun, was ich in dem größten Teile meines Aufsatzes thue? Ich entlehne aus diesen und jenen Büchern die Sinnsprüche, die mir gefallen, nicht um sie festzuhalten (denn mein Gedächtnis ist nur ein schlechter Aufbewahrungsort), sondern um sie hier in mein Buch zu verpflanzen. Um die Wahrheit zu sagen, sind sie ebenso wenig hier mein Eigentum, wie an der Stelle, wo sie ursprünglich standen. Wir sind nur in dem Maße gelehrt, das ist meine Ansicht, wie es der Wissenschaft unserer Zeit entspricht; die der Vergangenheit kann uns ebenso wenig zum Eigentum gerechnet werden wie die der Zukunft.[1] Das Schlimmste aber ist, daß auch das den Schülern und Kindern jener Pedanten nicht zur Nahrung dient, ihnen nicht zu Fleisch und Blut wird. Es geht eben nur von Hand zu Hand, dient einzig dem Zwecke, damit zu glänzen oder andere zu unterhalten oder von sich reden zu machen, und gleicht so einem Rechenpfennig, der zu nichts anderem dienlich ist, als beim Rechnen und Zählen Verwendung zu finden. Apud alios loqui didicerunt, non ipsi secum. Non est loquendum sed gubernandum.[2] Oft schafft die Natur, um zu zeigen, daß ihre Erzeugnisse nichts Rohes an sich haben, bei den von der Kultur am wenigsten beleckten Völkern Geisteserzeugnisse, welche die kunstvollsten Schöpfungen ausstechen.[3] Wie treffend ist in dieser Hinsicht der Gascognische Spruch, der in einem Volksliede vorkommt:

[1] Montaigne will sagen, daß nur dasjenige Wissen als unser Eigentum und als das der Gegenwart gelten kann, welches von uns so erfaßt worden ist, daß wir darüber zu jeder Zeit derart verfügen können, als wäre es eine Frucht unseres eigenen Denkens.

[2] „Sie haben gelernt, mit andern zu reden, nicht aber mit sich selbst." „Es handelt sich nicht darum zu reden, sondern das Schiff zu lenken." Der erste Satz ist aus Ciceros: Quaestiones Tusculanae V. 36, der zweite aus dem 108. Briefe des Seneca.

[3] Ein Hinweis auf die Erzeugnisse der Volkspoesie, die oft einen ungleich höheren Wert haben, als die der Kunstpoesie, liegt sehr nahe.

„Bouha prou bouha, mas a remuda lous dits qu'em? Blasen, was blasen, wir sind da, um die Hände zu rühren." Wir wissen zu sagen: „Cicero sagt so und so; das ist Platos Art und Weise, das sind genau die Worte des Aristoteles." Aber wir, was sagen wir selbst? Wie urteilen wir? Das Vorstehende könnte ein Papagei auch sagen.

Solch ein Verfahren erinnert mich an jenen reichen Römer, der unter vielen Unkosten darauf bedacht gewesen war, Leute zu gewinnen, die auf den verschiedenen Wissensgebieten tüchtig beschlagen waren. Die hatte er beständig um sich, damit sie, wenn sich im Kreise seiner Freunde Gelegenheit dazu bot, über dies oder jenes zu reden, ihm damit aushülfen. So mußte der eine imstande sein, ihm Stoff zu einer Rede zu liefern, ein anderer einen passenden homerischen Vers ausfindig zu machen, und so ein jeder nach seinem Lieblingsfache.[1] Er meinte, all das sei sein geistiges Eigentum, weil es im Kopfe seiner Leute stäke. Ebenso machen es diejenigen, deren Wissen in ihrer reichen Bibliothek steckt. Ich kenne einen, der mich auf die Frage nach seinem Wissen stets um ein Buch bittet, um es mir in demselben zu zeigen. Und wenn er mir sagt, er sei an diesem und jenem Körperteil krank, so geschieht das nie, ohne daß er in seinem Wörterbuch unter den Rubriken „Körperteil" und „krank" nachschlägt, um zu wissen, was beides ist.[2]

III.

Das Studierte muß unser geistiges Eigentum werden.

Die Ansichten und das Wissen anderer hüten wir sorgfältig und glauben dann damit genug gethan zu haben. Sie müssen aber unser fester Besitz werden. Wir gleichen einem Manne, der, wenn er Feuer bedarf, zu seinem Nachbar geht, um welches zu holen, der aber, wenn er dort eine lustige Flamme findet, dableibt, um sich an ihr zu erwärmen, ohne

---

[1] Dieser Mann ist Cavisius Sabinus, von dem Seneka in seinem 27. Briefe dies und noch manche andere seltsame Züge berichtet.

[2] Die Übersetzung habe ich absichtlich etwas freigehalten. Sie giebt aber den Sinn der fraglichen Stelle wieder.

an ein Heimbringen des Feuers zu denken.[1] Wozu nützt es uns, daß wir den Magen voll guter Nahrung haben, wenn ſie nicht verdaut wird, ſich nicht in Fleiſch und Blut umſetzt, uns nicht kräftigt und ſtärkt? Glauben wir etwa, daß Lukullus,[2] den ſein Wiſſen, trotzdem es ihm an praktiſcher Erfahrung mangelte, zu einem ſo großen Feldherrn machte, dasſelbe nach unſerer Methode erwarb? Wenn wir uns dermaßen auf den Arm anderer ſtützen, ſo vermindern wir dadurch die eigene Kraft. Will ich mich gegen die Todesfurcht waffnen, ſo thue ich das mit Hülfe Senekas.[3] Suche ich Troſt für mich oder einen anderen, ſo gehe ich zu Cicero. Wenn man mich aber darin unterwieſen hätte, ſo könnte ich ihn bei mir ſelbſt finden. Jenes unſelbſtändige und erbettelte Wiſſen gefällt mir gar nicht. Selbſt wenn wir durch fremdes Wiſſen gelehrt ſein können, ſo können wir gewiß nur durch eigene Weisheit weiſe ſein.

„*Μισῶ σοφιστήν, ὅστις οὐχ αὑτῷ σοφός.*

Ich haſſe den Weiſen, der nicht für ſich weiſe iſt.“[4]

Ex quo Ennius: Ne quidquam sapere sapientem, qui ipse sibi prodesse non quiret.[5]

Si cupidus, si
Vanus, et Euganea quantumvis mollior agna.[6]
Non enim paranda, sed fruenda sapientia est.[7]

---

[1] Ein Vergleich, der dem Plutarch entlehnt iſt. Vgl. Amyots Überſetzung in dem Kapitel, das überſchrieben iſt: »Comment il faut ouyr.«

[2] Der bekannte römiſche Ariſtokrat, der als Feinſchmecker und Schlemmer noch bekannter iſt, denn als tüchtiger Feldherr. Vgl. dazu Cic. Acad. II. 1.

[3] Der in ſeiner Philoſophie als Stoiker Lebensverachtung und ſogar Selbſtmord predigte. Nero, der ſein Zögling geweſen war, ließ ihn im Jahre 65 n. Chr. töten. Seine letzten Augenblicke waren würdiger als ſein Leben.

[4] Ein Vers aus dem Euripides, den uns Cicero mitteilt. Epist. famil. XIII. 15.

[5] „Daher ſagt auch Ennius: Eitel iſt die Weisheit, wenn ſie dem Weiſen nicht zugleich auch nützlich iſt.“ Cicero, de Officiis III. 15.

[6] „Wenn er geizig, eitel und verweichlichter iſt wie ein Paduaniſches Schaf.“ Juven. VIII. 15.

[7] „Es genügt nicht, ſich Weisheit zu erwerben, ſie muß auch fürs Leben Früchte tragen.“ Cicero, De Finibus I. 1.

Dionysius[1] spottete über die Sprachlehrer, welche sich bemühen, die Leiden des Odysseus kennen zu lernen, und die eigenen nicht kennen; über die Musiker, die ihre Flöten stimmen, nicht aber ihre Sitten, über die Redner, die wohl für das Recht mit Worten eintreten, aber es nicht zur Ausführung bringen wollen. Wenn unsere Seele durch unser Wissen nicht auf bessere Wege gebracht wird, unsere Urteilskraft nicht dadurch wächst, so wäre es mir lieber gewesen, mein Schüler hätte seine Zeit mit dem Ballspiel zugebracht. Dann wäre wenigstens sein Körper dadurch gelenkiger geworden. Aber seht einmal einen jungen Mann an, der, nachdem er fünfzehn oder sechzehn Jahre auf seine Ausbildung verwandt hat, nach Hause zurückkehrt. Er ist zu nichts zu gebrauchen. Der ganze Vorteil besteht darin, daß sein Lateinisch und Griechisch ihn noch dummer und anspruchsvoller gemacht haben, als er war, da er von Hause fortging. Anstatt mit reichem kommt er mit aufgeblasenem Geiste heim. Er gleicht einem Manne, der nur aufgedunsen, nicht aber stark und kräftig geworden ist.

Jene Lehrer sind, wie Plato es von den Sophisten, ihren nahen Verwandten, berichtet, von allen diejenigen, welche den Menschen am nützlichsten zu sein versprechen. Und doch sind sie es allein von allen Menschen, die nicht allein das nicht bessern, was man ihnen anvertraut (wie das doch ein Zimmermann oder Maurer thut), sondern es verschlechtern und sich dann auch noch dafür bezahlen lassen, daß sie es verschlechtert haben. Protagoras[2] schlug seinen Schülern vor, ihn entweder nach seiner Forderung zu zahlen oder im Tempel zu schwören, wie hoch sie den Nutzen anschlügen, den sie von seinem Unterricht gehabt hätten, und danach seine Mühe zu lohnen. Wenn unsere Herren Schulmeister auf solch einen Vorschlag eingingen und dann mein Eid den Ausschlag gäbe, so würden sie mit langen

[1] Wahrscheinlich eine Verwechslung mit Diogenes, dem korinthischen Philosophen. Von ihm berichtet Diog. Laërtius das Nachfolgende.

[2] Einer der hervorragendsten Sophisten, der zur Zeit des Perikles lebte. — Die Sophisten behaupteten, der Mensch sei das Maß aller Dinge, d. h. es gebe keine objektive Wahrheit, sondern jeder Behauptung könne die entgegengesetzte mit gleichem Recht gegenübertreten. Durch diese Lehre trugen sie zur Auflösung des gesamten religiösen Lebens der Griechen gewaltig bei.

Gesichtern abziehen. Unser Volksdialekt in Perigord nennt diese hochgelahrten Herren recht treffend Verstudierte, als ob sie, wie man zu sagen pflegt, einen Strich hätten. Meistens scheinen sie ja in der That den gesunden Menschenverstand verloren zu haben. Schuster und Bauern gehen einfach ihres Weges und sprechen von dem, worauf sie sich verstehen. Diese aber bereiten sich dadurch Verlegenheiten und Verwicklungen, daß sie sich überheben und mit ihrem Wissen brüsten, das ja doch nur an die Oberfläche ihres Hirnes schwimmt. Schöne Worte reden sie wohl, aber ein anderer muß sie zusammen reimen. Sie kennen wohl den Galen,[1] aber den Kranken gar nicht. Sie haben Euch den Kopf mit Gesetzparagraphen ganz wirr gemacht. Wenn sie auch den Brennpunkt einer Prozeßsache nicht zu erfassen wissen, so verstehen sie sich doch auf die Theorie aller Dinge. Aber man muß einen andern suchen, der sie auch praktisch zur Anwendung bringt. . . . . .

Wer sich die Leute dieser Art, deren es viele giebt, einmal genauer ansieht, wird gleich mir finden, daß sie weder sich noch andere verstehen, und daß sie zwar Gedächtniskram massenhaft aufgehäuft haben, daß aber ihr Verstand dabei leer ausgegangen ist, es hätte denn eine glückliche Natur ihnen denselben ohne ihr Zuthun gut ausgestattet. . . . . .

Es ist nicht genug damit, daß unsere Erziehung uns nicht verdirbt, sie muß uns besser machen.

Bei einigen unserer Gerichtshöfe ist es Brauch, daß man die Beamten nur in Hinsicht ihres Wissens prüft. Andere aber sehen auch noch zu, ob sie gesunden Menschenverstand und Urteil haben, indem sie ihnen aufgeben, ein Urteil in irgend einer Streitsache zu fällen. Letztere scheinen mir weit besser zu verfahren. Wenn auch beides unerläßlich ist und in einem

---

[1] Galenus wurde geboren 131 n. Chr. zu Pergamum und wurde namentlich in Alexandrien, wo die Heilkunde in hoher Blüte stand, als Arzt ausgebildet. Er wurde von Marc Aurel als Leibarzt des Commodus berufen und starb 201. Dadurch, daß er die Anatomie zur Grundlage der Heilkunde machte, gab er derselben gesunde Grundsätze. Sein Ansehen war während des Mittelalters das denkbar höchste. — Obiger Satz soll heißen: Sie kennen wohl die Vorschriften des Galen, aber sie studieren zu wenig den Zustand des Kranken, um sie richtig anzuwenden. Ihr Wissen bleibt also ein totes.

gewissen Grade vorhanden sein muß, so ist doch sicher ein bloßes Wissen weniger hoch zu schätzen als die Fähigkeit, sicher zu urteilen. Letztere reicht aus ohne ersteres, aber nicht umgekehrt. Es ist, wie der griechische Vers sagt:

Ὡς οὐδὲν ἡ μάθησις, ἢν μὴ νοῦς παρῇ.

„Wozu die Wissenschaft betreiben, wenn kein Verständnis dafür vorhanden ist?" Wollte Gott, es wären jene Richterkollegien zum Besten unserer Rechtspflege mit einem gleich guten Verständnis und mit gleich großer Gewissenhaftigkeit ausgestattet, wie sie sich reichen Wissens rühmen können! Non vitae sed scholae discimus.[1] Nun aber muß man der Seele das Wissen nicht wie ein Gewand umhängen, sondern es ihr tief einpflanzen; sie damit nicht bloß äußerlich benetzen, sondern ihr eine dauernde Farbe verleihen. Wandelt es sie nicht um und bessert es ihren unvollkommenen Zustand nicht, so ist es besser, sie zu lassen wie sie ist. Denn es ist das Wissen ein gefährliches Schwert, das seinem Träger hinderlich ist, ja ihm Wunden beibringt, wenn eine schwache Hand, die es nicht zu lenken versteht, es führt, ut fuerit melius non didicisse.[2]

Das ist vielleicht auch der Grund, weshalb sowohl wir, als auch die Kirche, von den Frauen kein großes Wissen verlangen. Als man Franz, dem Herzog von der Bretagne, dem Sohne Johanns des Fünften, von seiner Vermählung mit Isabeau, einer schottischen Prinzessin, sprach, da teilte man ihm auch mit, daß sie einfach erzogen und ohne wissenschaftliche Bildung sei. Er antwortete darauf, er liebe sie deshalb nur um so mehr. Denn es sei eine Frau gebildet genug, wenn sie das Hemd und Wams ihres Gatten von einander zu unterscheiden wüßte.

Daher ist es denn auch kein so großes Wunder, wie man gewöhnlich daraus macht, daß unsere Vorfahren aus der Gelehrsamkeit nicht so viel Aufhebens machten, und daß in dem geheimen Rate unserer Könige nur wenige Gelehrte zu finden sind. Wenn nicht die Möglichkeit, vermittelst der Jurisprudenz,

---

[1] Ein berühmtes Wort des Seneka in seinem 106. Briefe. „Wir lernen für das Leben und nicht für die Schule."

[2] „So daß es besser wäre, nichts gelernt zu haben." Cicero, Quaest. Tusc. II. 4.

Medizin, Philologie und sogar der Theologie reich zu werden (denn das ist ja doch das Ziel aller), sie in Ansehen erhielte, so stände es heutzutage um ihr Studium sicher elender wie je. Aber was für ein Schaden wäre das, wenn sie uns weder richtig denken noch recht handeln lehren? Postquam docti prodierunt, boni desunt.[1] Jede andere Wissenschaft ist für den schädlich, der die Wissenschaft des Guten nicht besitzt.

Oder sollte der Grund, den ich suchte, nicht auch darin liegen, daß, weil das Studium in Frankreich kaum einen anderen Zweck hat als den Nutzen, sich ihm weniger Leute widmen, die mehr nach ehrenvollen als nach einträglichen Ämtern streben. Oder sie widmeten sich ihm zwar, aber nur auf so kurze Zeit, daß sie, ehe sie noch Geschmack an demselben gefunden hatten, sich einem Berufe zuwandten, der nichts mit ihm zu thun hat. Daher bleiben denn für das Studium meistens nur Leute von schlechten Vermögensverhältnissen übrig, welche in demselben weiter nichts als eine Lebensversorgung suchen.[2] Und da der Geist dieser Leute sowohl von Natur, als auch durch häusliche Lehre und Beispiel äußerst niedrig steht, so trägt die Wissenschaft bei ihnen keine rechte Frucht. Denn sie ist nicht danach angethan, Licht in die Seele zu tragen, die noch gar keins hat, noch auch einem Blinden zum Sehen zu verhelfen. Ihre Aufgabe ist, nicht dem Geiste die Binde zu lösen, sondern seinen Blick zu lenken, ihm den Weg zu weisen, wenn er anders gerade und gesunde Beine zum Gehen hat. Die Wissenschaft ist eine gute Arznei; aber keine Arznei kann sich unverändert und unverdorben halten, wenn das Gefäß, das sie enthält, fehlerhaft ist. Mancher hat ein scharfes Auge, aber er sieht nicht

---

[1] „Seit die Gelehrten unter uns aufgetaucht sind, fehlt es an guten Menschen." Aus dem 95. Briefe des Seneka.

[2] Das ist sicher zu Montaignes Zeit ebenso wenig zutreffend wie heutzutage. Nicht die Studierenden, welche mit vielem Gelde ausgestattet sind, haben gemeiniglich den rechten Eifer zum Studium, die richtige Liebe zur Wissenschaft, sondern diejenigen, welche sich trotz der Entbehrungen, die sie voraussahen, mit voller Hingabe ihr widmeten. Die ersten suchen Wohlleben und Vergnügungen und raffen, wenn sie überhaupt einen wissenschaftlichen Beruf erkiesen, in kürzester Frist das allernötigste Wissen zusammen, während die letzteren sich aus innerstem Drang ein tiefes und umfassendes Wissen zu eigen machen, um darauf fußend durch selbständige Forschung die Wissenschaft zu fördern.

gerade. Daher sieht er das Rechte, aber er kann ihm doch nicht folgen. Er sieht die Wissenschaft, aber ihre Pfade wandelt er nicht. . . . . .

IV.

Die Erziehung bei den Persern nach Xenophon und Plato.

An der schönen Erziehungsmethode, welche Xenophon den Persern beilegt,[1] ist besonders hervorzuheben, daß sie ihre Kinder in der Tugend unterwiesen, wie andere Völker im Wissen. Plato berichtet, der älteste Sohn aus königlichem Stamme, der zur Thronfolge bestimmt war, sei folgendermaßen erzogen worden. Nach seiner Geburt übergab man ihn nicht Frauen, sondern Eunuchen, die wegen ihrer Tugend bei den Königen im höchsten Ansehen standen. Diese verwandten alle Sorgfalt darauf, seinen Körper schön und gesund zu machen. War er sieben Jahre alt, so lehrten sie ihn reiten und auf die Jagd gehen. Hatte er das vierzehnte Jahr erreicht, so vertrauten sie ihn den Händen von vier Leuten an: dem Weisesten, dem Gerechtesten, dem Mäßigsten und dem Tapfersten unter ihrem Volke. Der erste unterwies ihn in der Religion, der zweite darin, stets wahr zu sein, der dritte, sich zum Herrn über seine Gelüste zu machen, der vierte, nichts zu fürchten.

Es ist eine sehr beachtenswerte Thatsache, daß in der ausgezeichneten Gesetzgebung des Lykurgus der Unterricht, wie übrigens am Musensitze selbst,[2] so wenig Beachtung findet. Und doch steht sie durch ihre Vollkommenheit einzig da und ist so eifrig auf die Erziehung ihrer Kinder als ihre vornehmste Aufgabe bedacht. Es ist eben, als hätten jene edlen Jünglinge, die ein anderes Joch als das der Tugend verabscheuten, anstatt unserer wissenschaftlichen Lehrer nur Lehrer der Tapferkeit, Klugheit und Gerechtigkeit gebraucht. Sein Beispiel hat dann Plato in seinen Gesetzen nachgeahmt. Ihre Unterweisung geschah so, daß man ihnen Fragen stellte, welches ihr Urteil sei über die Menschen und ihre Handlungen. Wenn sie nun diese

---

[1] Derselbe findet sich in der Cyropädie, d. h. Erziehung des Cyrus, die den idealen Plan einer kriegerischen Erziehung enthält.

[2] d. h. in Athen.

oder jene Perſönlichkeit oder That verurteilten oder lobten, ſo mußten ſie ihren Ausſpruch begründen. Dadurch ſchärften ſie zugleich ihr Urteilsvermögen und lernten das Recht kennen. Aſtyages heißt beim Xenophon[1] den Cyrus, ihm über ſeine letzte Stunde Bericht erſtatten. Darauf ſagte ihm dieſer: „Ein großer Knabe in unſerer Schule, der einen kleinen Mantel hatte, gab ihn einem ſeiner Mitſchüler, der kleiner war, und nahm ihm dafür ſeinen größeren Mantel. Als unſer Lehrer mich zum Richter über dieſen Streitfall ſetzte, fällte ich das Urteil, daß man die Sachen belaſſen ſollte, wie ſie ſeien, da beiden ſo beſſer gedient ſei. Darauf tadelte er mich, weil ich meine Sache ſchlecht gemacht hätte. Denn ich hätte mich damit befaßt, zu entſcheiden, was zweckmäßig ſei, und ich hätte doch vor allem die Gerechtigkeit ins Auge faſſen müſſen. Die aber verlange, daß keiner in ſeinem Eigentum geſchädigt würde.“ Und dann ſagte er, er ſei dafür gezüchtigt worden,[2] gerade wie es uns in unſeren Schulen widerfährt, wenn wir den erſten Aoriſt von τύπτω[3] vergeſſen haben. Mein Lehrer könnte mir die ſchönſte Pauke in genero demonstrativo[4] halten, ohne mich zu überzeugen, daß ſeine Methode dieſe aufwiegt. Jene Pädagogen des Altertums haben den kürzeſten Weg einſchlagen wollen. Die Wiſſenſchaften können uns nun aber, ſelbſt wenn man geradeswegs auf ſie losſteuert, nichts weiteres lehren als Klugheit, Biederkeit und Entſchloſſenheit. Daher haben ſie ihre Kinder von vornherein aufs Ziel zuführen wollen und ſie nicht durch Vorträge, ſondern durch Anleitung zu ſelbſtändiger Thätigkeit erziehen wollen. Nicht ſo ſehr Vorſchriften und Worte ſollten dieſem Zwecke dienen, ſondern beſonders Beiſpiel und eigenes Handeln, damit das Erworbene nicht ein Wiſſen ſei, das in der Seele ruhte, ſondern ihr Weſen und ihre Natur; nicht etwas äußerlich Aufgetragenes, ſondern

---

[1] in deſſen oben erwähnter Cyropädie, I. 2. 14.

[2] das war ein pädagogiſcher Verſtoß, denn es hatte der Knabe nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen entſchieden. Ein Hinweis auf beſſere Überlegung wäre das einzige, das in einem ähnlichen Fall zuläſſig erſchiene.

[3] = ich ſchlage; in früheren Grammatiken war es das gewöhnlichſte Paradigma für die Konjugation des regelmäßigen Verbums.

[4] etwa: zum Zwecke eines Beweiſes.

tiefinnerer Besitz. Man fragte einst den Agesilaus, was nach seiner Ansicht die Kinder lernen sollten. „Was sie als Männer thun müssen", antwortete er.[1] Es ist nicht zu verwundern, daß eine solche Erziehung so glänzende Ergebnisse erzielte.

V.

Die Erziehung bei den Athenern und Spartanern.

Aus den anderen Städten Griechenlands holte man Redner, Maler und Musiker, aber aus Lacedämon Gesetzgeber, Richter und Feldherren. In Athen lernte man nämlich schön reden, hier aber richtig handeln. Dort sich eines sophistischen Beweismittels erwehren und den Trug listig verschlungener Worte durchschauen, hier aber den Reizen der Wollust widerstehen und starkmütig dem Unglück und dem Tode ins Auge sehen. Die Athener legten großen Wert auf Worte, die Spartaner aber auf die Sache. So herrschte bei jenen also eine beständige Übung in der Zungenfertigkeit, bei diesen wurde beständig der Geist geübt. Daher ist es nicht so seltsam, daß, als Antipater[2] von ihnen 50 Kinder als Geiseln forderte, sie ganz anders antworteten, wie wir es thun würden, nämlich, sie wollten lieber doppelt so viel erwachsene Männer geben. So wichtig erschien es ihnen, daß sie nicht um ihre vaterländische Erziehung kamen. Als Agesilaus dem Xenophon riet, seine Kinder nach Sparta zu schicken, damit sie dort erzogen würden, da geschah das nicht, damit sie dort Rhetorik und Dialektik lernten, sondern damit sie — das waren seine eigenen Worte — „die schönste Wissenschaft lernten, die es gäbe, nämlich die, zu gehorchen und zu befehlen".[3]

Es ist spaßig zu sehen, wie sich Sokrates in seiner Weise über Hippias[4] lustig macht, der ihm erzählt, wie er, besonders in manchen Städtchen Siciliens, mit dem Unterricht ein schönes

---

[1] Aus Plutarchs: Apophthegmen der Lacedämonier. Rousseau hat sich dieses Wort Montaignes in seinem: »Discours sur les Lettres« zu eigen gemacht.

[2] Ihn ließ Alexander der Große als Statthalter in Macedonien zurück, als er seinen Zug nach Persien im Jahre 334 v. Chr. antrat.

[3] Das erzählt Plutarch im Leben des Agesilaus.

[4] einer der bekanntesten Sophisten.

Sümmchen Geld verdient habe. In Sparta aber habe er keinen Pfennig verdient. Die Spartaner seien Dummköpfe, die weder zu messen noch zu zählen verständen, weder auf Grammatik noch auf Rhythmus Wert legten und sich nur damit befaßten, die Reihenfolge der Könige, die Gründung und den Verfall der Staaten und ähnlichen Unsinn kennen zu lernen. Im Verlauf der Unterhaltung bringt ihn Sokrates allmählich zu dem Eingeständnis, daß ihre Staatsform ebenso wie das Glück und die Tugend ihres Privatlebens ausgezeichnet seien, und läßt ihn so seinen Rückschluß auf die völlige Ergebnislosigkeit seines Lehrens erraten.

Die Beispiele aus diesem kriegerischen Staatswesen und allen, die ihm ähnlich sehen, zeigen uns, daß die Menschen durch das Studium der Wissenschaften eher verweichlicht und erschlafft als stark und kriegstüchtig werden.[1] Der mächtigste Staat, den es gegenwärtig[2] in der Welt giebt, ist der der Türken, ein Volk, das die Waffen ebenso hoch schätzt, wie es die Wissenschaft mißachtet. Ich finde, daß auch Rom tapferer war, als es noch nicht gelehrt war. Noch heutzutage sind die tapfersten Völker die rohesten und unwissendsten. Die Scythen, Parther und Tamerlan mögen uns als Beweis dafür dienen. Als die Goten Griechenland verheerten, da rettete nur eins die Bibliotheken vor dem Feuertode, nämlich die von einem Goten verbreitete Meinung, daß man sie den Feinden erhalten müsse, weil sie dieselben von kriegerischen Übungen abhielten und zu sitzender und müßiger Lebensart verleiteten. Als unser König Karl VIII. fast ohne Schwertstreit Herr des Königreichs Neapel und eines großen Teils von Toskana wurde,[3] da schrieben die Herren seines Gefolges diese unverhofft leichte Eroberung dem Umstande zu, daß die Fürsten und der Adel Italiens mehr darauf bedacht seien, geistreich und gelehrt, als tapfer und kraftvoll zu werden.

---

[1] Ein Satz, den bekanntlich Rousseau des weiteren ausgeführt hat. Mit seiner Abhandlung, in der er darzuthun suchte, daß mit den Fortschritten der Wissenschaften die Verschlimmerung der Sitten gleichen Schritt hielte, löste er eine von der Akademie zu Dijon gestellte Preisfrage.

[2] d. h. im Jahre 1580.

[3] Dieser Feldzug fand 1494—95 statt und war freilich von unerhörtem Glück begünstigt, das aber sehr bald umschlug.

VI.

Wie wichtig es ist, die ersten Neigungen der Kinder zu regeln.[1]

Plato tadelte ein Kind, das mit Nüssen spielte. Es antwortete ihm: „Du tadelst mich aber aus geringfügigem Grunde.“ „Die Gewöhnung,“ antwortete Plato, „ist aber nichts Geringfügiges.“[2] Nach meiner Ansicht legen wir den Grund zu unseren größten Fehlern schon in unserer zartesten Kindheit, und liegt ein bedeutsamer Teil unserer Erziehung in den Händen unserer Ammen. Den Müttern macht es Spaß, wenn sie sehen, wie ihr Kind einem Huhne den Hals umdreht und sich damit belustigt, einen Hund oder eine Katze zu quälen. Und mancher Vater ist einfältig genug, auf einen kriegerischen Sinn zu schließen, wenn sein Sohn einen Bauern oder einen Diener, der sich gar nicht wehrt, mit Faustschlägen behandelt. Ja, er sieht es wohl gar für einen hübschen Scherz an, wenn ebenderselbe seinen Mitschüler in boshafter Weise betrügt und hintergeht. Und doch liegt darin Keim und Wurzel der Grausamkeit, der Tyrannei und des Verrates. Bald darauf fängt er schon lustig zu sprießen und zu wachsen an und gedeiht üppig durch den Schutz der Gewohnheit. Und es ist sehr gefährlich, in der Erziehung solch häßliche Neigungen mit dem unentwickelten Wesen der Jugend und der geringen Bedeutung der Sache zu entschuldigen. Denn zunächst kommt darin die Stimme der Natur zum Ausdruck, die dann am reinsten und ungezwungensten klingt, wenn sie am zartesten und unentwickeltsten ist. Dann aber hängt auch die Häßlichkeit des Betruges nicht davon ab, ob es sich um Thaler oder um Stecknadeln handelt. Er ist an und für sich häßlich. Weit richtiger würde nach meiner Meinung der Schluß so lauten: „Warum sollte er nicht um Thaler betrügen, da er ja um Stecknadeln betrügt?“ als wenn man sagt: „Es handelt sich ja nur um Stecknadeln; er wird sich wohl hüten, ein Gleiches mit Thalern zu thun.“ Man muß gerade die

[1] Aus dem 22. Kapitel des 1. Buches von Montaignes Essais, das über die Gewohnheiten handelt.

[2] Nach Diogenes Laërtius, der die Sache aber nicht von einem Kinde, sondern von einem Erwachsenen erzählt, welcher (nicht mit Nüssen, sondern) mit Würfeln spielte.

Kinder dazu anleiten, das Laster um seiner selbst willen zu hassen und es ihnen in seiner natürlichen Häßlichkeit zu zeigen, so daß sie es nicht allein im Handeln fliehen, sondern auch ihr Herz davon rein erhalten. Sogar der Gedanke daran muß ihnen verhaßt sein, in welcher Maske es ihnen auch entgegentritt.

VII.

Die Lüge, ein abscheuliches Laster.[1]

Die Lüge ist in der That ein ganz abscheuliches Laster, denn nur durch die Gabe des Wortes sind wir Menschen und können zu einander in (geistige) Beziehung treten. Wenn wir die Schändlichkeit und Bedeutung dieses Fehlers erkännten, so würden wir ihn eher als andere mit Feuer und Schwert verfolgen. Ich finde, daß man meistens mit Unrecht Kinder wegen unschuldiger Verstöße bestraft und sie wegen unbesonnener Handlungen, die weder Bedeutung noch Folgen haben, förmlich martert. Man sollte aber nach meinem Dafürhalten zunächst das Werden und die Fortschritte des Hanges zum Lügen und dann fast in gleichem Maße den eigensinnigen Trotz bekämpfen. Diese Fehler werden mit ihnen zugleich groß. Wenn also die Jugend einmal diesen Weg betreten hat, so ist es schier unmöglich, sie wieder auf den rechten Pfad zu lenken. Daher kommt es denn auch, daß wir im übrigen ganz ehrenwerte Leute diesem Fehler ganz und gar verfallen sehen. . . . . .

Wenn die Lüge wie die Wahrheit nur ein Antlitz zeigte, so wären wir besser daran, denn dann könnten wir das Gegenteil von dem, was der Lügner sagt, für gewiß annehmen. Aber der Gegensatz der Wahrheit nimmt hunderttausend Gestalten an und beherrscht ein unendliches Feld. Die Pythagoreer bezeichnen das Gute als gewiß und bestimmt, das Böse aber als ungewiß und unbestimmt. Es lenken zwar tausend Wege vom Ziele ab, aber nur ein einziger führt auf dasselbe zu.[2]

Der erste Schritt zu sittlicher Verderbnis ist die Verletzung der Wahrheit. Wahrheitsliebend sein heißt, wie Pindar

[1] Aus Buch I. Kap. 9 der Essais, das „Von den Lügnern" handelt.

[2] Dieser Abschnitt stammt aus dem 21. Buche, Kap. XVIII. Ausgabe von Charles Louandre, 3. Bd. S. 104 u. f.

sagte,[1] die Grundlage zu hoher Tugend legen, und Wahrheitsliebe fordert Plato zu allernächst von dem Leiter der Republik. Die Wahrheit, wie wir sie heutzutage verstehen, bezeichnet nicht das, was wahr ist, sondern das, was wir dem andern als wahr einreden. Wie wir denn nicht bloß die guten Münzen als solche bezeichnen, sondern auch die falschen, wenn sie nur Umlauf haben. Seit alten Zeiten hat man unserem Volke diesen Fehler schon vorgeworfen. Denn Salvianus[2] aus Massilia, welcher zur Zeit des Kaisers Valentinian[3] lebte, sagt: „Lüge und Meineid gilt bei den Franzosen nicht als ein Fehler, sondern als eine zulässige Redewendung.“ Wer dieses Zeugnis noch überbieten möchte, der könnte sagen, daß es bei ihnen jetzt als Tugend gilt. Man bildet sich darin aus, als gälte es, eine ehrenhafte Fertigkeit erringen. Denn es ist die Verstellung eine der hervortretendsten Eigenschaften unseres Jahrhunderts. . . . . .

Lügen ist ein häßliches Laster, das ein Schriftsteller des Altertums in seiner vollen Schändlichkeit malt, wenn er sagt: „es heiße Zeugnis dafür ablegen, daß man Gott mißachte und zugleich die Menschen fürchte.“ Es ist in der That unmöglich, die Gemeinheit, Abscheulichkeit und Verworfenheit dieses Fehlers treffender darzustellen. Denn was kann es Niedrigeres geben, als den Menschen gegenüber feige und Gott gegenüber frech sein? Da die Möglichkeit eines Verständnisses nur auf dem Worte beruht, so versündigt sich derjenige, welcher es verdreht, an der menschlichen Gesellschaft. Es ist das einzige Werkzeug, vermittelst dessen wir unser Denken und Wollen ausdrücken, es ist der Dolmetscher unseres geistigen Lebens. Fehlt es uns, so ist jedes Band zwischen uns gelöst, und wir verkennen uns gegenseitig. Täuscht man uns mit seiner Hülfe, so bricht man jeden Verkehr mit uns ab und vernichtet alle gesellschaftlichen Beziehungen.

---

[1] Nach Klemens von Alexandriens Stromata VI. 10.

[2] Salvian, gebürtig aus dem heutigen Marseille, gehört dem 4. Jahrhundert an. Er schrieb ein Buch: „Über die göttliche Weltregierung,“ das durch die kühne, rückhaltslose Sprache, mit welcher er seinen Zeitgenossen ihre Verkommenheit vorhält, an Tacitus gemahnt.

[3] Valentinian I. regierte von 364—375.

VIII.

Vom Müßiggang.[1]

Wie ein brachliegender Acker, wenn er fett und fruchtbar ist, unzählige Arten wilder und nutzloser Kräuter treibt, und wie man, will man ihn zu richtigem Schaffen anhalten, ihn zu nützlichem Samen verwenden und an ihn gewöhnen muß . . .: so geht es auch mit dem menschlichen Geiste. Beschäftigt man ihn nicht mit bestimmten Gegenständen, die ihn in Zaum und Zügel halten, so schweift er haltlos in dem weiten Reiche der Phantasie umher:

Sicut aquae tremulum labris ubi lumen ahenis,
Sole repercussum, aut radiantis imagine lunae,
Omnia pervolitat late loca; jamque sub auras
Erigitur, summique ferit laquearia tecti.[2]

Und es giebt keine Thorheit und kein Traumbild, auf das er bei solchem Umherschweifen nicht verfallen könnte:

Velut aegri somnia, vanae
Finguntur species.[3]

Wenn der Geist kein bestimmtes Ziel hat, so geht er in die Irre, denn, wer allenthalben ist, so pflegt man zu sagen, ist nirgends:

Quisquis ubique habitat, Maxime, nusquam habitat.[4]

IX.

Von der Liebe der Eltern zu ihren Kindern.[5]

Wenn es ein wirklich angeborenes Gesetz giebt, d. h. einen Instinkt, der sich überall und beständig bei den Tieren und uns

---

[1] Buch I. Kap. VIII. Ausg. von Charles Louandre, Bd. 1. S. 41.

[2] „So schweift das zitternde Licht der Sonne oder des strahlenden Mondes, wenn es von dem in eherner Schale ruhenden, bewegten Wasser widergespiegelt wird, weithin durch alle Orte, und steigt in die Lüfte empor und trifft die First des höchsten Daches." Virgils Äneis, VIII. 22 u. ff.

[3] „Es werden eitle Luftgebilde hervorgezaubert, die den Träumen eines Kranken gleichen." Horaz: Über die Dichtkunst V. 7.

[4] Martial, 7. Buch, 73. Epigramm.

[5] Buch II. Kap. 8. Ausg. von Charles Louandre, Bd. 2. S. 172. Die an Frau von Estissac gerichtete Einleitung und manche im Kapitel enthaltene Abschweifungen lasse ich in der nachfolgenden Übersetzung fort.

ausgebildet findet (und das ist noch ein streitiger Punkt), so ist das nach meiner Meinung, nächst dem Trieb der Selbsterhaltung und der Scheu vor dem Schädlichen, die Liebe des Erzeugers zu seinen Nachkommen. Und weil die Natur uns das zur Pflicht gemacht zu haben scheint in der Absicht, die Zahl der Wesen, die ihr Wirken hervorbringt, immerfort zu vermehren und sie zu vervollkommnen, so ist es nicht zu verwundern, wenn umgekehrt die Liebe des Kindes zu den Eltern nicht so groß ist. Damit läßt sich der Gedanke des Aristoteles[1] zusammenhalten, daß derjenige, welcher jemandem Gutes thut, ihn mehr liebt, als er von ihm wiedergeliebt wird, und derjenige, dem man verpflichtet ist, mehr als derjenige, welcher schuldet. Und jeder Arbeiter liebt sein Werk mehr als er von ihm geliebt werden würde, wenn es Empfindung hätte. . . . . .

Wer Wohlthaten erweist, übt eine schöne und ehrenwerte That aus, wer sie aber empfängt, verwendet sie nur nützlich. Nun ist aber das Nützliche weit weniger unserer Liebe wert als das Gute. Das Gute ist dauernd und beständig und gewährt demjenigen, der es thut, eine fortwährende Befriedigung. Das Nützliche aber verliert sich und vergeht leicht, und es erhält sich das Gedächtnis daran weder so frisch noch so angenehm. Das, was uns am meisten gekostet hat, ist uns auch am teuersten, und Geben kostet eben mehr als Nehmen.

Da es Gott gefallen hat, uns mit der Gabe vernünftiger Rede auszustatten, damit wir nicht gleich den Tieren zum blinden Gehorsam gegen die allgemein gültigen Gesetze der Natur gezwungen seien, sondern ihnen mit Vernunft und freiem Willen folgten, so dürfen wir wohl dem einfachen Triebe der Natur in etwa nachgeben, aber uns nicht tyrannisch von ihm hinreißen lassen. Nur die Vernunft darf die Leiterin unserer Neigungen sein. Ich meinerseits finde äußerst wenig Geschmack an den Trieben, die in uns ohne das Zuthun und die Mitwirkung unseres Verstandes hervortreten. So kann ich mir in dieser Hinsicht die leidenschaftliche Liebe nicht zu eigen machen, mit welcher man kaum geborene Kinder umhalst, die weder geistige Regungen haben, noch eine individuelle Körperform, durch welche sie uns liebenswerter erschienen. Ja, ich habe es

[1] Aristoteles, Nicomachos. Ethik, IX. 7.

nicht einmal gern gesehen, daß sie in meiner Nähe aufgezogen wurden. Eine wahre und verständige Liebe sollte erst entstehen und wachsen, wenn wir sie mehr und mehr kennen lernen. Wenn sie es dann wert sind, sollten wir sie, so aber daß mit der natürlichen Zuneigung die Vernunft gleichen Schritt hält, mit wahrhaft väterlicher Liebe lieben. Wir sollten sie aber ebenso beurteilen, wenn sie anders beschaffen sind, und überhaupt immer der Vernunft folgen, trotz der natürlichen Voreingenommenheit. Häufig geht es gerade umgekehrt. Meistens machen das Stampfen, die Spiele und die kindischen Albernheiten der Kinder mehr Eindruck auf uns, als später ihre ernste Thätigkeit. Als ob sie uns wie Affen nur zum Zwecke des Zeitvertreibs lieb gewesen wären, nicht aber als Menschen. Und mancher kauft in freigebigster Weise Spielzeug für seine Kinder, der sich gegen die geringste, noch so notwendige Ausgabe sträubt, wenn sie herangewachsen sind. Es scheint nämlich, daß die Eifersucht, sie in der Welt auftreten und ihre Vergnügen genießen zu sehen, da wir im Begriffe sind, sie zu verlassen, uns sparsamer und karger gegen sie macht. Es ärgert uns, daß sie uns auf dem Fuße folgen, als wollten sie uns herausdrängen. Wenn wir das fürchten müßten, da doch die Natur der Dinge es so mit sich bringt, daß sie nur auf Kosten unseres Seins und Lebens leben können, so hätten wir sie besser nicht ins Leben gerufen.

Meiner Meinung nach ist es grausam und ungerecht, sie vom Besitz und Mitgenuß unseres Vermögens, von der Einsicht in unsere häuslichen Angelegenheiten auszuschließen, wenn sie dessen fähig sind. Wir müssen uns in unseren Bequemlichkeiten einschränken und sie uns verkürzen, um für sie zu sorgen, sonst wären wir der Würde eines Vaters nicht wert. Es ist eine offenbare Ungerechtigkeit, daß ein alter, gebrochener Vater, der schon halb im Grabe steht, in seinem Lehnstuhl sitzend, allein ein Vermögen genießt, das ausreichen würde, um mehrere Kinder vorwärts zu bringen und anständig zu unterhalten. Sie verlieren inzwischen aus Mangel an Mitteln ihre besten Jahre und kommen weder zu öffentlichen Ämtern noch zu Ansehen bei den Leuten. Man bringt sie so zur Verzweiflung, daß sie auf irgend einem, wenn auch noch so krummen Wege für ihre Bedürfnisse sorgen. So habe ich seiner Zeit

mehrere junge Leute gekannt, die aus sehr gutem Hause stammten und doch dem Diebstahl so ergeben waren, daß keine Strafe sie davon abbringen konnte. . . . . .

Man könnte mir aber folgendes einwerfen, wie es eines Tages ein sehr verständiger Herr that. Er spare seinen Reichtum nicht, um Nutzen und Frucht daraus zu ziehen, sondern um von den Seinen geachtet und gesucht zu werden. Da das Alter ihm alle anderen Mittel benommen hätte, so sei dies das einzige ihm verbleibende, um sich bei seiner Familie in Achtung zu halten. Dadurch verhüte er zugleich, daß er von allen verachtet und übersehen werde. Es ist wahr, nicht das Alter allein, sondern jede Schwäche befördert, nach Aristoteles,[1] den Geiz. Das alles läßt sich hören. Aber das ist ein Heilmittel gegen ein schon vorhandenes Übel, dessen Entstehen man bekämpfen sollte. Um einen Vater ist es schlecht bestellt, wenn er die Neigung seiner Kinder nur in dem Maße besitzt, wie sie seiner bedürfen, wenn man das überhaupt Neigung nennen darf. Er muß sich Achtung verschaffen durch Tugend und Tüchtigkeit, und Liebe durch seine Güte und Sanftmut im Verkehr. Selbst die Asche von kostbaren Sachen hat noch ihren Wert, und den Gebeinen und Reliquien hochgeachteter Personen pflegen wir Hochachtung und Ehrerbietung zu bezeugen. Keine Persönlichkeit, die in Ehren grau geworden ist, kann im Alter so hinfällig und kindisch werden, daß sie nicht noch ehrwürdig wäre. Besonders muß sie das für die Kinder sein, wenn sie dieselben zur Pflichterfüllung angehalten hat auf dem Wege vernünftiger Überzeugung, nicht durch Druck und Zwang, noch mit rauhen Worten oder gar unter Anwendung von Gewalt.

Et errat longe, mea quidem sententia,
Qui imperium credat esse gravius, aut stabilius,
Vi quod fit, quam illud, quod amicitia adjungitur.[2]

Ich verdamme jede Gewaltthätigkeit bei der Erziehung eines zarten Gemütes, das man für Ehre und Freiheit erziehen will. Es liegt in der Strenge und im Zwange ich weiß nicht was

[1] Nikomachos, Ethik IV. 3.

[2] „Es täuscht sich derjenige nach meiner Meinung sehr, welcher glaubt, es sei die Macht fester und dauerhafter, welche durch Gewalt fortbesteht, als eine, die auf der Liebe beruht." Terenz, Adelphi, I. 1. 40.

für ein knechtisches Wesen. Dabei behaupte ich, daß alles, was nicht auf dem Wege der Vernunft, der Klugheit und Geschicklichkeit erreicht werden kann, auf dem Wege der Gewalt nie erreicht wird. Man hat mich folgendermaßen erzogen: In meiner Kinderzeit habe ich die Rute nur zweimal, und zwar gelinde, zu kosten bekommen. Ein gleiches Verfahren war ich alsdann meinen Kindern schuldig. Aber sie starben mir alle im Säuglingsalter. Nur Leonore ist diesem Unglück entgangen und hat ein Alter von sechs Jahren und mehr erreicht, ohne daß man bei ihrer Erziehung, um sie für ihre kindlichen Fehler zu bestrafen, ein anderes Mittel als Worte, und zwar recht sanfte, anwandte, woran ihre nachsichtige Mutter sich sehr leicht gewöhnte.[1] Sollte sie meine Erwartungen täuschen, so giebt es Gründe genug, denen das zur Last zu legen wäre, ohne daß man gegen meine Erziehungsmethode einen Vorwurf zu erheben braucht, die ich als richtig und naturgemäß kenne. Ja, Knaben gegenüber würde ich in dieser Hinsicht noch viel gewissenhafter gewesen sein, da sie weit weniger zum Dienen bestimmt sind, sondern später eine freie Lebensstellung einnehmen sollen. Gerade ihnen hätte ich gern Herz und Sinn mit natürlichem Freimut gefüllt. Von der Rute habe ich keine andere Wirkung erlebt, als die Kinder in der Ehrlosigkeit und im boshaften Trotz zu bestärken.

Wollen wir von unseren Kindern geliebt werden, wollen wir ihnen die Veranlassung benehmen, unsern Tod herbeizusehnen, (wenn auch ein solcher Wunsch in keiner Weise berechtigt und entschuldbar sein kann) — Nullum scelus rationem habet[2] — so müssen wir ihnen, so weit es in unserer Macht steht, in vernünftiger Weise den Weg durchs Leben ebnen. Deshalb sollten wir nicht so jung heiraten, daß sie uns an Alter förmlich nahe stehen; denn diese Unzuträglichkeit verursacht uns manche große

[1] Diese Tochter, von welcher Montaigne noch im 5. Kapitel des 3. Buches seiner Essais redet, war später an den Vicomte von Gamaches (vgl. Einl. S. 8) vermählt. — Daß Milde anzuwenden ist, so lange sie irgend welchen Erfolg verspricht, ist richtig. Jeglichen Fehler durch sie bekämpfen und heben wollen, ist unsinnig. Manche Vergehen und Fehler, wie z. B. verstockte Lügenhaftigkeit, wiederholte Frechheit, Widerspenstigkeit und Trotz sind nur durch scharfe Mittel zu bannen. Wer vor ihrer Anwendung zurückschreckt, versäumt seine Pflicht.

[2] „Kein Verbrechen hat einen vernünftigen Grund;" so sagt Titus Livius XXVIII. 28.

Schwierigkeiten.[1] Dabei habe ich besonders den Adel im Auge, der eine müßige Lebensweise führt und, wie man sagt, von seinen Renten lebt. Denn bei den andern Ständen, wo man arbeiten muß, um leben zu können, ist eine Zahl von mehreren Kindern ein Erleichterungsmittel für den Betrieb des Haushalts, und sie sind ebenso viele Mittel und Werkzeuge, um sich zu bereichern.

Ich habe mich im Alter von dreiunddreißig Jahren verheiratet und halte das fünfunddreißigste für die richtige Zeit, wie das auch Aristoteles behaupten soll.[2] Nach Plato soll man sich nicht vor dem dreißigsten Lebensjahre verheiraten.[3] Er hat anderseits auch recht, wenn er diejenigen verspottet, die sich noch nach dem fünfundfünfzigsten verheiraten, und sagt von ihren Kindern, daß sie der Nahrung und des Lebens unwert seien. Thales hat der Sache die richtigen Grenzen gesetzt. Als er jung war, antwortete er seiner Mutter, die ihn dazu drängte, sich zu verheiraten, daß es noch nicht an der Zeit sei, und als er alt war, es sei jetzt nicht mehr an der Zeit.....

Ein Edelmann, der im Alter von fünfundvierzig Jahren steht, darf seinem Sohne, der zwanzig alt ist, noch nicht Platz machen. Er ist selbst noch rüstig genug, auf Kriegszügen und am Hofe seines Fürsten seine Stelle auszufüllen. Er hat sein Geld selbst nötig. Gewiß soll er davon mitgeben, aber nur so viel, daß er darüber nicht selbst zu kurz komme. Er kann ruhig die Antwort geben, die man den Vätern gewöhnlich in den Mund legt: „Ich werde mich nicht eher auskleiden, als ich mich schlafen lege."

Aber ein Vater, den die Jahre und die Krankheiten gebeugt haben, und der sich infolge seiner Schwäche und Hinfälligkeit der Möglichkeit eines Verkehrs in der menschlichen Gesellschaft beraubt sieht, thut sich und den Seinigen Unrecht, wenn er

[1] Dem ist aber anderseits entgegenzuhalten, daß ein Mann, der alle seine Kinder heranwachsen sieht, für ihre Erziehung und ihr Fortkommen weit besser sorgen kann. Einer Erziehung, welcher der väterliche Einfluß abgeht, fehlt unbedingt etwas. Auch für das Fortkommen der Kinder ist es sehr nachteilig, wenn ihnen der Erzieher und Ernährer zu einer Zeit entrissen wird, da sie seiner vielleicht am meisten bedürften.

[2] In seiner Politik VII. 16 spricht Aristoteles vom 37. und nicht vom 35. Lebensjahre.

[3] In der Republ. VI.

ganz nutzlos große Reichtümer hütet. Ist er anders ein vernünftiger Mann, so wird er durchaus den Wunsch haben, sich zu entkleiden, um zu Bett zu gehen. Er braucht sich ja nicht bis aufs Hemd zu entkleiden, sondern mag einen recht warmen Schlafrock behalten. Allen übrigen Firlefanz, mit dem er doch nichts mehr anzufangen weiß, mag er ruhig denen überlassen, welchen er nach der natürlichen Ordnung der Dinge gehören sollte. Es ist deshalb natürlich, daß er ihnen die Nutznießung desselben überläßt, weil ihm die natürlichen Verhältnisse eine solche unmöglich machen. Sonst ist zweifelsohne mißgünstiger und neidischer Sinn bei ihm vorhanden. Die schönste That Kaiser Karls V. war, daß er, gleich einigen Männern des Altertums von derselben Gesinnung, die Zeit erkannte, da vernünftiges Erwägen uns gebietet, zunächst uns zu entkleiden, weil unsere Kleider uns zur Last und zum Hindernis werden, und dann uns zu Bett zu legen, weil unsere Beine uns den Dienst versagen. Er verzichtete auf seinen Reichtum, auf seine Würde und Macht zu Gunsten seines Sohnes,[1] als er seine Thatkraft und sein körperliches Vermögen hinschwinden fühlte, dessen er bedurfte, um die Staatsgeschäfte so ruhmreich weiterzuführen, wie er sie geführt hatte.

Solve senescentem mature sanus equum, ne
Peccet ad extremum ridendus et ilia ducat.[2]

Dieser Fehler, nicht frühzeitig die Ohnmacht und gänzliche Umwandlung zu fühlen und anzuerkennen, welche das Alter natürlicherweise für Körper und Geist mit sich bringt (sie ist meiner Ansicht nach nur dann gleich geteilt, wenn der Geist nicht mehr als die Hälfte davon abbekommt), hat den Nachruhm der meisten großen Männer der Welt vernichtet. Ich habe seiner

[1] Das geschah betreffs der Niederlande im Schlosse Caudenberg zu Brüssel am 25. Oktober 1555. Am 16. Januar 1556 trat er Spanien mit allen abhängigen Ländern an seinen Sohn ab. — Die Kaiserkrone kam bekanntlich an seinen Bruder Ferdinand.

[2] „Erlaß, wenn du klug bist, frühzeitig dem alternden Pferde die Arbeit, damit es nicht zum Gelächter aller schließlich keuchend zusammenbreche." Horaz, Epist. I. 1. 8. Boileau hat die beiden Verse sehr hübsch folgendermaßen wiedergegeben:

Malheureux, laisse en paix ton cheval vieillissant,
De peur que, tout à coup efflanqué, hors d'haleine,
Il ne laisse, en tombant, son maître sur l'arène.

Zeit Leute von hoher Stellung gekannt und freundschaftlich mit ihnen verkehrt, bei denen leicht zu ersehen war, wie völlig sich ihre vormalige Körper- und Geisteskraft zum Schlechten gewandt hatte. Denn ich kannte den Ruhm, den sie in ihren besseren Jahren geerntet hatten, und ich hätte um ihrer Ehre willen gern gesehen, wenn sie sich behaglich in ihr Heim zurückgezogen und allen öffentlichen oder kriegerischen Ämtern entsagt hätten, denen sie doch nicht mehr gewachsen waren. Einst habe ich in dem Hause eines Edelmannes gewohnt, der verwitwet und hochbetagt, aber immerhin noch rüstig war. Derselbe hatte mehrere heiratsfähige Töchter und einen Sohn, welcher schon in dem Alter stand, um in der Welt etwas vorzustellen. Das verursachte mannigfache Ausgaben und Besuche von fremden Leuten in seinem Hause. Daran fand er aber wenig Gefallen, nicht allein der Sparsamkeit wegen, sondern weit mehr, weil er wegen seines Alters Lebensgewohnheiten angenommen hatte, die von den unsrigen sehr verschieden waren. Ich sagte ihm eines Tages etwas kühn, wie ich es gewohnt bin, daß er besser thäte, der Jugend Platz zu machen. Er solle doch seinem Sohne sein Haupthaus überlassen (nur das war in gutem Zustande und gut ausgestattet) und sich dann auf sein nahegelegenes Landgut zurückziehen. Dort störe niemand seine Ruhe, während er auf andere Weise all unser überlästiges Wesen in Anbetracht der Verhältnisse seiner Kinder über sich ergehen lassen müsse. Er folgte mir und befand sich gut dabei.

Das soll nun nicht heißen, man solle sich den Kindern gegenüber so binden, daß man von seinen Verpflichtungen nicht mehr los kommen kann. Ich, der ich ja so alt bin, daß ich mich in die Rolle hineindenken kann, würde ihnen die Nutznießung meines Hauses und meiner Güter überlassen, mir aber zugleich die Freiheit vorbehalten, alles zu widerrufen, wenn sie mir Veranlassung dazu gäben. Diese Nutznießung würde ich ihnen überlassen, weil das ja auch für mich bequemer ist. Von der Leitung meiner Angelegenheiten im ganzen würde ich mir so viel vorbehalten, wie mir beliebte. Denn ich habe mir stets gedacht, daß es für einen alten Vater eine große Befriedigung sein muß, selbst seine Kinder zur Besorgung seiner Geschäfte anzuleiten und noch während seiner Lebzeiten über ihre Anordnungen eine gewisse Oberaufsicht zu führen. So kann er ihnen

mit seinen Belehrungen und Ratschlägen aus dem Schatze seiner Erfahrungen beispringen, um die alte Ehre und Ordnung seines Hauses in der Hand seiner Nachfolger gesichert zu sehen, und so die Hoffnungen, die er etwa bezüglich ihres künftigen Betragens hegen darf, auf sich zurückführen. Zu diesem Zwecke würde ich ihre Gesellschaft nicht fliehen; ich würde im Gegenteil mit meinem Rate stets zur Hand sein, und je nach Befinden und Alter an ihrem fröhlichen Sinn und ihren Festlichkeiten herzlichen Anteil nehmen. Wenn ich auch nicht bei ihnen wohnte — und das ginge nicht an, ohne daß ich ihre Geselligkeit durch mein mürrisches Wesen und durch meine körperlichen Gebrechen störte und auch mir selbst den Zwang auferlegte, meine Lebensweise zu ändern — so möchte ich doch nicht fern wohnen, vielleicht in einem solchen Teile meines Hauses, der zwar nicht der prunkvollste, aber der behaglichste wäre. ... Durch freundlichen Verkehr würde ich bei meinen Kindern eine lebhafte Freundschaft und ein ungeheucheltes Wohlwollen gegen mich zu unterhalten suchen. Das ist bei guten Naturen leicht zu erreichen. Wenn sie aber gleich wilden Tieren sind, wie unsere Zeit sie zu Tausenden hervorbringt, dann darf man sie auch gleich solchen hassen[1] und fliehen.

Jene Gewohnheit, den Kindern die Benennung „Vater" zu untersagen und ihnen eine fremde als ehrfurchtsvoller einzuschärfen, mißfällt mir sehr. Als ob die Natur nicht genügend für das väterliche Ansehen gesorgt hätte! Wir nennen den allmächtigen Gott Vater und wollen nicht, daß unsere Kinder uns so nennen. In meiner Familie habe ich diesen Mißbrauch abgeschafft. Gleich thöricht und ungerecht ist es, großjährige Kinder vom vertrauten Verkehr mit dem Vater auszuschließen und ihn durch strenge und mißachtende Zurückhaltung ersetzen zu wollen, um sie dadurch mehr in Furcht und Gehorsam zu halten. Das ist eine Dummheit ohne Zweck und Sinn, welche die Väter den Kindern verhaßt und, was noch schlimmer ist, lächerlich macht. Auf ihrer Seite ist Jugend und Kraft und

[1] Der Haß ist nie erlaubt. Wenn die Erziehung in vollem Maße ihre Pflicht thut, wird nur in wenigen Ausnahmefällen eine bösgeartete Natur *nicht* gemildert werden. Selbst in diesem schlimmsten Falle ist nie vom Hasse, wohl aber von der Liebe, Versöhnlichkeit u. ä. Eigenschaften etwas Gutes zu erwarten.

folglich Gunst und Gabe der Welt. Sie spotten über das hochmütige Gebaren eines Mannes, dem kein Mut im Herzen mehr wohnt, kein Blut in den Adern rollt, der zu einer wahren Vogelscheuche geworden ist. Selbst wenn ich Furcht erregen könnte, möchte ich doch lieber Neigung erwecken. Ja, es hat das Alter so viele Mängel, solche Schwächen, und ist daher so leicht der Verachtung ausgesetzt, daß es aufs beste angewandt ist, wenn es sich die Liebe und Zuneigung der Seinen erwirbt. Herrisches Wesen und Furcht dürfen seine Waffen nicht sein.....

Als der verstorbene Marschall von Montluc seinen Sohn verloren hatte, der auf der Insel Madeira starb und wirklich ein tüchtiger, vielversprechender junger Mann war, da habe ich vor allem anderen seine Trauer und sein Herzeleid darüber hochgeschätzt, daß er nie mit ihm vertraulich verkehrt hatte. Um jener Laune willen, eine gestrenge väterliche Miene zur Schau zu tragen, habe er das Vergnügen preisgegeben, seinen Sohn recht kennen zu lernen und lieb zu gewinnen und ihm die herzliche Neigung kund zu geben, die er zu ihm hegte, und die hohe Meinung, die er von seiner Tüchtigkeit gefaßt hatte. „So hat der arme Junge," sagte er, „von mir nur ein abstoßendes und verächtliches Wesen zu sehen bekommen, und er ist mit dem Bewußtsein von hinnen gegangen, daß ich ihn nicht nach Verdienst zu achten und zu lieben vermochte. Für wen sparte ich nur die herzliche Liebe auf, die ich tief im Herzen für ihn empfand? War er nicht vor allem dazu berechtigt, sich ihrer zu freuen und sie mir mit Dank zu lohnen? So habe ich mir Zwang auferlegt und mich selbst gequält, nur um eine sinnlose Maske zu tragen. Darüber habe ich das Vergnügen verloren, das mir der vertrauliche Verkehr mit ihm gewährt haben würde, und allmählich auch seine Zuneigung, die jetzt nur gering gewesen sein kann, da er von mir nur rauh und tyrannisch behandelt worden ist."[1] Diese Klage war ganz recht und vernünftig. Denn wie ich aus sicherster Erfahrung weiß, giebt es beim Verluste unserer Freunde keinen so süßen Trost, als den uns das Bewußtsein bietet, daß wir uns ihnen gegenüber voll und ganz ausgesprochen haben, und

[1] Im Hinblick auf diese Stelle rief Frau von Sevigné aus: „Bei Gott, wie voll ist dieses Buch von gesunden Ansichten!"

daß wir in ununterbrochen herzlicher Beziehung zu ihnen gestanden haben. „O mein Freund,[1] habe ich einen höheren Wert, weil ich Gefallen daran fand oder einen minderen?“ Sicherlich einen weit höheren. Daß ich ihn vermisse, das tröstet und ehrt mich. Und ist es nicht eine fromme und angenehme Obliegenheit meines Lebens, sein Gedächtnis auf immer so warm wie bei der Totenfeier zu hegen? Giebt es einen Genuß, der diese Wehmut des Fernseins aufwiegt?

Ich spreche mich den Meinen gegenüber aus, so oft ich kann, und teile ihnen willig und gern meine Zuneigung und Gesinnung gegen sie mit, wie ich das jedem gegenüber zu thun liebe. Überhaupt mag ich gern aus mir herausgehen und mich geben, wie ich bin. Ich will nicht, daß man sich, in welcher Richtung auch immer es sei, über mich täusche. Unsere Vorfahren, die Gallier, hatten nach Cäsars Bericht[2] unter anderen Gewohnheiten auch die, daß die Kinder nicht eher mit den Vätern gingen und sich öffentlich in ihrer Gesellschaft zeigten, als wenn sie anfingen, die Waffen zu tragen; als ob sie damit hätten sagen wollen, daß es alsdann auch an der Zeit sei, daß die Väter sie ihres vertraulichen Verkehrs und ihrer Freundschaft würdigten.

Bei einigen Vätern meiner Zeit bin ich noch einer anderen Ungereimtheit begegnet. Sie begnügten sich nämlich nicht damit, während ihres langen Lebens ihre Kinder des Anteils beraubt zu haben, der ihnen naturgemäß an ihrem Vermögen zukam, sondern vermachten auch noch ihren Frauen eben dieses Verfügungsrecht über all ihr Hab und Gut und boten ihnen so die Möglichkeit, darüber nach ihrer Laune zu verfügen. So habe ich einen adeligen Herrn gekannt, der einer der höchsten Beamten der Krone war und Aussicht auf ein Vermögen von mehr als 150000 Franks Rente hatte und im Alter von mehr als fünfzig Jahren in dürftigen Verhältnissen und ganz verschuldet war, während seine Mutter auf Anordnung des Vaters, der selbst ein Alter von etwa 80 Jahren erreicht hatte, trotz völliger Hinfälligkeit über das ganze Vermögen zu verfügen hatte. So etwas scheint mir ganz unvernünftig zu sein.....

---

[1] So ruft Montaigne seinem verstorbenen Freunde La Boëtie zu.
[2] Caesar, De bello Gallico VI. 18.

Dahingegen ist es vernünftig, wenn man, wie es die Gesetze ja vorschreiben, den Müttern während der Minderjährigkeit der Kinder die Verwaltung des Vermögens überläßt. Aber der Vater hat seine Söhne schlecht erzogen, welcher nicht hoffen darf, daß sie, zur Mündigkeit gelangt, mehr Einsicht und Verständnis haben als seine Frau, welche die Schwäche ihres Geschlechts dazu weniger befähigt. Noch naturwidriger wäre es selbstverständlich, die Mutter von dem Belieben der Kinder abhängig zu machen. Man muß ihnen voll und ganz alles das geben, dessen sie zur Aufrechterhaltung ihrer Stellung, je nach dem Range der Familie und ihrem Alter, bedürfen. Denn Not und Dürftigkeit ist für sie viel schwerer zu ertragen als für ihre Söhne. Eher soll man sie also diesen zur Last fallen lassen. . . . . .

Um auf mein Thema zurückzukommen, so scheint es mir vor allem, daß selten Frauen geboren werden, denen die Herrschaft über die Männer zukommt, außer der mütterlichen und natürlichen. . . . Das Einleuchtende dieser Erwägung hat uns auch zu dem früher unbekannten Gesetze geführt, welches die Frauen von der Thronfolge ausschließt. . . . . .

Es ist gefährlich, ihrem Urteil die Verteilung der Hinterlassenschaft nach der Wahl, die sie unter ihren Kindern treffen, zu überlassen, da sie immer unbillig und launenhaft sein würde. Denn sie haben seelisch stets jenen ungeregelten Appetit und jenen krankhaften Geschmack, der ihnen sonst nur zur Zeit der Schwangerschaft eigen ist. Gewöhnlich hangen sie am meisten an den schwachen und ungeschickten, oder, wenn sie solche noch haben, an denen, welche sie noch auf dem Arme tragen. Denn da sie nicht genug geistige Kraft haben, um das zu wählen und zu erfassen, was wirklichen Wert hat, lassen sie sich am liebsten von natürlichen Eindrücken leiten. Sie sind so den Tieren vergleichbar, die ihre Jungen nur kennen, so lange sie noch ihre Brust nehmen. Übrigens ist aus der Erfahrung leicht zu ersehen, daß jene natürliche Neigung, der wir eine solche Bedeutung beimessen, durchaus nicht tief wurzelt. Bieten wir nur einen geringen Vorteil, so können wir täglich den Armen einer Mutter ihr Kind entreißen, um ihr das unsere als Ersatz hineinzulegen. Wir veranlassen sie, einer kärglichen Amme, der wir unseres nicht anvertrauen wollen, oder einer

Ziege das ihre zu überlassen, und machen es ihnen unmöglich, welche Gefahr auch daraus entstehen möge, nicht allein es zu nähren, sondern überhaupt für dasselbe zu sorgen. Und bald sieht man bei den meisten dieser Wesen der Gewohnheit eine unnatürliche Liebe entkeimen, die heißer ist als die natürliche; sie sind besorgter für die Erhaltung des ihnen übermittelten Kindes als für die des eigenen. . . . . .

X.

Die Erziehung zur Tugend.[1]

Ich komme gern auf die Besprechung der Mangelhaftigkeit unseres Erziehungsverfahrens zurück. Es hat den Zweck, nicht uns gut und weise, sondern uns gelehrt zu machen, und den hat es erreicht. Nicht wie man die Pfade der Tugend und Lebensweisheit einschlägt und inne hält, hat man uns gelehrt, sondern man hat uns die Ableitung und Etymologie des Wortes Tugend eingeprägt. Wir können das Wort „Tugend" deklinieren, wenn wir die Tugend selbst auch nicht lieben. Wenn wir die Lebensklugheit auch nicht aus der Erfahrung und aus ihren Folgen kennen, so wissen wir doch von ihr zu schwatzen. Wir begnügen uns nicht damit, die Familie, Verwandten und Verschwägerten unserer Nachbarn zu kennen, wir wollen sie auch zu Freunden haben und mit ihnen in Verkehr und Einvernehmen stehen. Aber von der Tugend hat unsere Erziehung uns nur die Definition, Division und Partition[2] gelehrt, als handle es sich um die Zunamen und Zweige eines Stammbaumes, ohne sich im geringsten darum zu bemühen, zwischen ihr und uns eine vertraute Beziehung und nähere Bekanntschaft anzuknüpfen. Man hat uns zu unserer ersten Unterweisung nicht etwa die Bücher auserlesen, welche die gesundesten und wahrsten Grundsätze vertreten, sondern die, welche am besten Lateinisch und Griechisch sprechen und durch ihre Sentenzen unserer Phantasie die hohlsten Anwandlungen des Altertums eingeprägt.

Eine wahrhaft gute Erziehung sucht unsere Sittlichkeit

---

[1] Buch II. Kap. XVII. Louandre, Band III. S. 94 ff.
[2] Erklärung, Scheidung und Einteilung eines Begriffs.

ebenso zu fördern wie unsern Verstand. Das war bei Polemon,[1] jenem jungen ausschweifenden Griechen, der Fall. Als er einst zufällig in die Vorlesung des Xenokrates geriet, da machte nicht allein die Beredsamkeit und Gelehrsamkeit des Vortragenden Eindruck auf ihn, er brachte nicht allein Kenntnisse in dieser oder jener Sache mit heim, sondern einen hervortretenderen und dauernderen Gewinst, daß er nämlich plötzlich sein früheres Leben änderte und besserte. Wer hat bei unserem Lehrverfahren je eine solche Wirkung beobachtet?

Faciasne quod olim
Mutatus Polemon? ponas insignia morbi,
Fasciolas, cubital, focalia; potus ut ille
Dicitur ex collo furtim carpsisse coronas,
Postquam est impransi correctus voce magistri.[2]

Der am wenigsten verächtliche Stand des Menschen scheint mir der zu sein, der aus Einfachheit die letzte Stelle einnimmt, und er scheint uns auch das richtigste Verhältnis zu bieten. Die Sitten und Reden der Bauern finde ich durchschnittlich den Vorschriften der wahren Philosophie mehr gemäß, als die unserer Philosophen: plus sapit vulgus, quia tantum, quantum opus est sapit.[3]

XI.

Man soll Kranken nicht nachäffen.[4]

Mütter haben recht, wenn sie ihre Kinder tadeln, weil sie Einäugigen, Hinkenden und Schielenden oder sonstigen körperlich Gebrechlichen nachäffen. Denn selbst abgesehen davon, daß derartiges bei ihrem so zarten Körper leicht bleibende Folgen

---

[1] Berichtet von Diogenes Laërtius in seinem Leben des Polemon IV. 16.

[2] „Wirst du thun, was einst Polemon that, als er sich zum Guten wandte? Wirst du alle Zeichen deiner früheren Thorheit ablegen, deine weibischen Kleider und den lächerlichen Schmuck, wie jener Jüngling, der, von den Worten des sittenstrengen Lehrers ergriffen, heimlich seine Kränze und Blumen von sich geworfen haben soll.“ Aus Horaz' Satiren II. 3. 253 u. ff.

[3] „Das gemeine Volk ist am weisesten; denn seine Weisheit entspricht genau seinen Bedürfnissen.“ Lactantius, Div. Institut. III. 5.

[4] 2. Buch, Kap. 25. Ausgabe von Louandre, Band III. S. 138.

zurücklassen kann, scheint es, ich weiß nicht wie, daß das Schicksal unser Spiel ernst auffaßt und uns beim Wort nimmt. Ich habe mehrere Beispiele von Leuten erzählen hören, die sich deshalb wirklich ein Leiden zuzogen, weil sie sich stellten, als hätten sie es.

XII.

Vom Zorn.[1]

Plutarch ist besonders dort bewunderungswürdig, wo er über die menschlichen Handlungen urteilt. Wie viel Schönes sagt er bei der Parallele zwischen Lykurgus und Numa nicht über die Thorheit, die wir begehen, indem wir die Kinder der Leitung und Aufsicht ihrer Väter überlassen. Die meisten Obrigkeiten, sagt Aristoteles, stellen, nach Art der Cyklopen, jedem einzelnen die Aufsicht über seine Frau und Kinder anheim, die dann nach ihrer thörichten und unüberlegten Laune behandelt werden. Nur in Lacedämon und Kreta hat man die Erziehung der Kinder gesetzlich geregelt. Wer sieht nicht ein, daß in einem Staate alles von der körperlichen und geistigen Erziehung der Kinder abhängt? Und doch überläßt man sie rückhaltslos dem Belieben der Eltern, so thöricht und böse diese auch sein mögen.

Wie oft hat mich, von anderem ganz zu schweigen, wenn ich durch die Straßen ging, nicht die Lust ergriffen, wütenden, zorngeschwollenen Eltern einen Schabernack zu spielen, um Knaben zu rächen, die sie würgten und blutig und halb tot schlugen. Feuer nur sprühte ihnen aus den Augen:

Rabie jecur incendente, feruntur
Praecipites; ut saxa jugis abrupta, quibus mons
Subtrahitur, clivoque latus pendente recedit.[2]

(und nach Hippokrates sind die gefährlichsten Krankheiten gerade die, welche das Gesicht entstellen), die Stimme wird schneidend und platzt heftig heraus, selbst gegen Kinder, die kaum entwöhnt sind. Und dann werden sie krumm und lahm geschlagen.

---

[1] Buch II. Kap. XXXI. Louandre, Band III. S. 176 ff.

[2] „Wenn die Wut ihnen die Leber entzündet, dann werden sie fortgerissen wie ein Fels, unter dem plötzlich der Berg weicht, und der nun von der Höhe, in der er hing, ins Thal kollert." Juvenal, VI. 647.

Unsere Justiz aber kümmert sich darum nicht, als ob diese verkrüppelten und lahmen Menschen nicht auch zu unserem Gemeinwesen gehörten:

Gratum est, quod patriae civem populoque dedisti,
Si facis, ut patriae sit idoneus, utilis agris
Utilis et bellorum et pacis rebus agendis.[1]

Es giebt keine Leidenschaft, welche die Richtigkeit des Urteils so trübt, wie der Zorn. Keiner würde Bedenken tragen, den Richter mit dem Tode zu bestrafen, der einen Angeschuldigten aus Zorn bestraft hätte. Warum ist es denn nicht auch den Vätern und Lehrern verboten, die Kinder zu schlagen und zu züchtigen, wenn sie in Zorn sind? Das ist keine Besserung mehr, das ist Rache. Bei den Kindern vertritt die Züchtigung die Arznei; würden wir einen Arzt dulden, der gegen seinen Patienten erregt und zornig ist?

Wir selbst sollten, wenn wir anders recht handeln wollen, niemals Hand an unsern Diener legen, so lange der Zorn andauert. So lange der Puls lebhaft schlägt und wir uns noch innerlich erregt fühlen, müssen wir die Sache auf sich beruhen lassen. Sie wird uns ganz gewiß in anderem Lichte erscheinen, wenn wir ruhig geworden sind und die Erregung gewichen ist. Sonst befiehlt und spricht unsere Leidenschaft, nicht aber wir selbst. Durch sie gesehen erscheinen die Fehler uns größer, wie es mit Körpern im Nebel der Fall ist.[2] Denjenigen, welcher Hunger hat, gelüstet es nach Speise, aber denjenigen, welcher bestrafen will, sollte es danach weder hungern noch dürsten. Es kommt noch hinzu, daß Strafen, die mit Nachdruck und Mäßigung erteilt werden, von dem Bestraften williger entgegengenommen werden und weit günstiger wirken. Sonst glaubt er, ungerechterweise von einem zorn- und wutgeschwollenen Manne verurteilt worden zu sein, und es dienen ihm alsdann die außerordentliche Erregung seines Lehrers, sein

[1] „Es ist schön, wenn du dem Vaterlande und dem Volke einen neuen Bürger gegeben hast, sofern du dich nur darum bemühst, ihn tüchtig zu machen, um dem Vaterlande zu dienen, tüchtig das Feld zu bebauen, tüchtig endlich in den Angelegenheiten des Krieges und Friedens." Juvenal XIV. 70.

[2] Diese Stelle ist Plutarch: Wie man den Zorn beherrschen soll, Kap. 11, entlehnt.

zorngerötetes Gesicht und seine ungewöhnlichen Verwünschungen zu seiner eigenen Rechtfertigung und zum Beweis, daß jener sich vom Jähzorn und aufbrausender Hitze leiten lasse:

Ora tument ira, nigrescunt sanguine venae,
Lumina Gorgones saevius igne micant.[1]

XIII.

Die Reue folgt dem Bösen, dem Guten die Befriedigung.[2]

Es giebt kein wirkliches Laster, das nicht abstößt und einen gesunden Sinn anwidert. Denn seine Häßlichkeit und Widerwärtigkeit springen so in die Augen, daß vielleicht diejenigen recht haben, die behaupten, es hätten Dummheit und Unwissenheit an ihm den allergrößten Anteil. So schwer ist es, sich dasselbe recht vorzustellen, ohne es zu hassen. „Die Bosheit saugt den größten Teil ihres eigenen Giftes ein und vergiftet sich damit.“[3] Es hinterläßt das Laster, sowie von einem Geschwür im Fleische die Spur bleibt, eine Reue in der Seele, die sich immer von derselben schmerzlich berührt fühlt und die selbst die alten Wunden wieder aufreißt. Sonst wird Traurigkeit und Schmerz allmählich von der Vernunft verwischt, aber solche Reue wird von ihr erzeugt und sie ist um so brennender, je mehr sie in tiefster Seele entsteht, wie Fieberhitze und -kälte weit empfindlicher ist, als äußere Hitze und Kälte. Ich halte für Laster (ich will aber niemandes Meinung beeinflussen) nicht nur diejenigen Fehler, welche die Vernunft und Natur als solche verurteilen, sondern auch solche, welche die Stimme der Menschen, sofern Gesetz und Sitte beipflichten, als solche gebrandmarkt hat, also alles Falsche und Pflichtwidrige.

Auf gleiche Weise giebt es nichts Gutes, das einem gesunden Sinn nicht Freude bereitete. Es liegt, ich weiß nicht, welche innere Befriedigung darin, Gutes zu thun, und ein edler

---

[1] „Sein Gesicht ist wutgeschwollen, das Blut seiner Adern wird schwarz und seine Augen sprühen ein schrecklicheres Feuer, als das Meduſenhaupt.“ Ovid. De Arte amandi III. 503.

[2] Aus dem 2. Kapitel des 3. Buches, das die Überschrift führt: „Von der Reue.“ Louandre, Band III. S. 329 u. ff.

[3] Ein Wort Senekas. Aus dem 81. Briefe desselben.

Stolz ist der Genosse eines guten Gewissens. Ein lasterhafter und zugleich mutiger Mensch kann sich vielleicht mit äußerer Sicherheit wappnen, aber jenes innere Behagen, jene innere Befriedigung gehen ihm ab. Es ist kein geringes Vergnügen, sich vor der Ansteckung eines so verdorbenen Jahrhunderts bewahrt zu sehen und bei sich sagen zu können: „Wenn mir auch einer ins Herz sähe, so würde er mich nicht schuldig finden, weder jemanden betrübt noch vernichtet zu haben, weder der Rache noch des Neides, weder der öffentlichen Verletzung der Gesetze, noch der Neuerungssucht und des Aufruhrs, noch des Wortbruchs. Und obgleich die Ungebundenheit jedem alles erlaubte, jeden alles lehrte, so habe ich weder eines Franzosen Hab und Gut angetastet, noch meine Hand nach seinem Gelde ausgestreckt, sondern habe in Krieg und Frieden nur von dem Meinigen gelebt. Und ich habe keines Menschen Arbeit ohne Lohn verlangt." Ein solches Zeugnis des Gewissens gewährt Befriedigung und es ist eine große Wohlthat um jene innere Freude, und sie ist der einzige Lohn, der nie ausbleibt. . . . . .

Die angeborenen Neigungen werden von der Erziehung unterstützt und bestärkt, aber sie ändern sich selten und treten stets hervor. Tausend Naturen meiner Zeit sind, trotz entgegengesetzter Erziehung, der Tugend treu geblieben oder haben sich dem Laster zugewandt. . . . Man rottet solche angeborene Eigenschaften nicht aus, man bedeckt und umhüllt sie höchstens. . . . Seht nur zu, was unsere Erfahrung dazu sagt: Es giebt niemanden, der nicht, wenn er acht giebt, an sich eine nur ihm eigene Wesensart, einen scharf hervortretenden Zug gewahrt, der sich gegen jede Erziehung und den Sturm der Leidenschaften auflehnt, die ihm fremd sind.

XIV.

Über den Wert sinnenden Betrachtens.[1]

Denkende Betrachtung ist für den, welcher es versteht, sich selber Herz und Nieren zu durchforschen und es mit einer

[1] Aus dem 3. Kapitel des 3. Buches (Louandre, Band III. S. 351), welches den Titel führt »Des Trois Commerces«, d. h. „Vom dreifachen Verkehr", nämlich mit den Männern, Frauen und Büchern.

gewissen Kraft zu betreiben, ein mächtiges, bedeutsam förderndes Studium: Denn ich will lieber meinen Geist gestalten, als ihn mit Kenntnissen ausstatten. Es giebt keine nichtssagendere, aber auch bildendere Beschäftigung, als die, seinen Gedanken nachzuhängen und sie auszuspinnen; das hängt eben von dem Geiste dessen ab, der sich seinem Denken überläßt. Die größten Geister machen das zu ihrer gewohnten Beschäftigung, quibus vivere est cogitare.[1] Daher hat die Natur diese Beschäftigung auch mit dem Vorrecht ausgestattet, daß wir nichts so lange betreiben können, wie eben sie, und daß es kein Thun und Handeln giebt, dem wir uns gewöhnlicher und so leicht hingeben wie eben ihm. Denken ist die Arbeit der Götter, sagt Aristoteles,[2] aus dem ihre Seligkeit und die unsere entspringt.

XV.

Nutzen des Lesens.[3]

Der vorgenannte zweifache Verkehr[4] ist mehr zufälliger Art und hängt von anderen ab. Der eine wird durch seine Seltenheit langweilig, der andere verliert mit dem Alter seinen Reiz. Für die Bedürfnisse meines Lebens hätten beide mir durchaus nicht genügt. Der Verkehr mit den Büchern, und das ist der dritte, ist weit sicherer und gehört uns mehr an. Er gesteht den früher genannten ihre Vorteile zu, aber als seinen Anteil hat er die Beständigkeit und die Leichtigkeit, sich seiner zu bedienen, erhalten. In meinem ganzen Lebenslauf steht er mir zur Seite und hilft mir in allem. Er tröstet mich im Alter und in der Einsamkeit, er nimmt den schweren Druck langweiliger Muße von mir, er enthebt mich jederzeit überlästigen Gesellschaften, er lindert die Stiche des Schmerzes, wenn derselbe nicht so übermäßig groß ist, daß er uns ganz in Anspruch nimmt. Ich brauche nur zu den Büchern meine Zuflucht zu nehmen, um lästige Bilder zu verscheuchen; sie lenken meine Aufmerksamkeit leicht auf sich hin und von jenen ab. Nie zeigen

---

[1] „für welche Leben Denken ist." Cicero, Quaest. Tusc. V. 38.
[2] Ad Nicomachum X. 8.
[3] Aus demselben Kapitel (Louandre, S. 364 ff.).
[4] Wie schon oben gesagt: mit den Männern und mit den Frauen.

sie sich widerborstig, weil sie sehen, daß ich sie nur dann aufsuche, wenn mir die andern Unterhaltungsmittel fehlen, die thatsächlich ein höheres und natürlicheres Vergnügen gewähren, sondern sie empfangen mich stets mit demselben freundlichen Gesicht. Der hat gut zu Fuß gehen, welcher sein Pferd am Zügel führt, wie man zu sagen pflegt . . . und den Kranken braucht man nicht zu beklagen, welcher das Heilmittel bei sich führt. In der Erprobung und Anwendung dieser Sentenzen, die voll und ganz wahr sind, besteht der Nutzen, den ich aus den Büchern ziehe. In der That bediene ich mich ihrer kaum mehr, als diejenigen, welche sie nicht kennen. Ich greife nach ihnen, wie ein Geizhals in seinen Schatz greift, aber ich weiß doch, daß ich sie zur Hand habe, wenn es mir beliebt. Dieses Besitzrecht gewährt mir volle Befriedigung. Weder im Kriege noch im Frieden reise ich ohne Bücher, aber es vergehen oft mehrere Tage, ja Monate, ohne daß ich sie gebrauche. Nachher, oder morgen, oder wann es mir beliebt, denke ich, und während dessen verstreicht die Zeit für mich ohne Unannehmlichkeit. Denn es ist kaum zu sagen, welche Ruhe und Sicherheit mir die Erwägung gewährt, daß sie mir zur Seite sind, um mir, wenn es not thut, Freude zu bieten, und die Erkenntnis, wie hülfreich sie mir in meinem Leben sind. Es ist die Verproviantierung für die Lebensreise, und ich beklage die gebildeten Leute sehr, denen sie fehlt. Ich nehme lieber jede andere Art Unterhaltung an, so leicht sie auch sein mag, weil diese mir nicht fehlen kann.

XVI.

Von gelehrten Frauen.[1]

Gelehrte thun gern groß mit ihrem pedantischen Wissen und streuen den Samen desselben in Büchern gern überall hin

[1] Aus demselben Kapitel. Louandre, S. 356. — Vgl. damit auch das in dem Kapitel von der Pedanterie S. 92 u. ff. Gesagte. Vielleicht war Montaigne die Quelle Molières, der im 2. Akt 7. Auftritt der »Femmes savantes« sagt:

Nos pères, sur le point étaient gens bien sensés,
Qui disaient qu'une femme en sait toujours assez,
Quand la capacité de son esprit se hausse
À connaître un pourpoint d'avec un haut-de-chausse.

aus. In unserer Zeit haben sie die Zimmer und Ohren der Damen dermaßen mit ihm vollgepfropft, daß dieselben, wenn sie auch die Sache nicht behalten haben, wenigstens ein sehr gelehrtes Gesicht aufzusetzen wissen. Bei allen ihren Reden und jedem beliebigen Gegenstande, so gemein und gewöhnlich er auch sein mag, bedienen sie sich eines neumodischen, gelehrten Ausdrucks und einer solchen Schreibweise.

Hoc sermone pavent, hoc iram, gaudia, curas,
Hoc cuncta effundunt animi secreta; quid ultra?
Concumbunt docte.[1]

Sie führen Plato und den hl. Thomas im Munde bei Sachen, in denen der erste beste ihnen ebenso gut zum Zeugen dienen könnte; wenn das Wissen ihnen auch nicht bis in den Kopf gedrungen ist, so ist es ihnen doch auf der Zunge hängen geblieben.[2] Wollen die Vernünftigen meinem Rate folgen, so werden sie sich damit begnügen, ihren eigenen angeborenen Reichtum zur Geltung zu bringen. Jene verbergen und verstecken ihre Schönheit unter fremden Flitter, obwohl es eine große Thorheit ist, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, um mit fremdem zu leuchten. Unter künstlichem Tand sind sie ganz vergraben, de capsula totae.[3] Der Grund liegt darin, daß sie sich selbst nicht kennen; die Welt hat nichts Schöneres aufzuweisen. Ihre Aufgabe ist es, den Schmuck der Kunst zu bilden und die Schminke an Schönheit zu überbieten. Was brauchen sie, um geehrt und geliebt zu leben? Sie besitzen und wissen mehr als genug zu dem Zwecke, man braucht die ihnen innewohnenden Fähigkeiten nur einigermaßen zu wecken

„Unsere Väter waren in diesem Punkte sehr vernünftiger Ansicht. Sie pflegten zu sagen, eine Frau wisse schon genug, wenn ihre geistigen Fähigkeiten soweit gingen, daß sie Wams und Hosen von einander zu unterscheiden wüßte."

[1] „Furcht und Zorn, Freude und Kummer, kurz alle Geheimnisse ihres Herzens drücken sie in solcher Redeweise aus, ja, sie wissen sogar auf gelehrte Weise in Ohnmacht zu sinken." Juvenal VI. 189 ff.

[2] Es gab also schon vor dem Hôtel Rambouillet, das ja dem siebenzehnten Jahrhundert angehört, eine Art jener gekünstelten, gezierten Redeweise, wie Molière sie durch seine »Précieuses ridicules« und »Femmes savantes« lächerlich und unmöglich gemacht hat.

[3] „sie bestehen nur aus Schminke und Parfüm." Aus dem 115. Briefe Senekas.

und zu heben. Wenn ich aber sehe, wie sie sich mit der Rhetorik, der Rechtswissenschaft und Logik und ähnlichem für ihre Bedürfnisse sinn- und nutzlosem Krimskrams befassen, dann befürchte ich, daß die Männer, die ihnen dazu raten, es nur thun, um das Recht zu haben, sie unter solchem Titel ins Joch zu schmieden. Welche andere Entschuldigungen vermöchte man sonst zu finden? Es genügt, wenn sie ohne unsere Beihülfe in ihren anmutigen Augen Heiterkeit, Ernst und Milde auszudrücken wissen und ein Nein mit Ungestüm, Zweifel und Furcht zu würzen, und daß sie für die Worte, die man ihnen huldigend spricht, keinen Dolmetscher nötig haben. Wenn sie das verstehen, so finden sie auf den Schlag Gehorsam, und die Schule und ihre Leiter sind ihnen unterthan. Wenn das sie aber etwa stößt, daß sie in etwas hinter uns zurückstehen sollen, wenn sie aus Neugier an den Büchern Anteil haben wollen, so ist die Dichtkunst eine ihren Bedürfnissen entsprechende Unterhaltung. Es ist eine leicht geschürzte und doch feine Kunst, eine in Bildern und unter vielen Worten dahinwandelnde, dem Vergnügen dienende Kunst; sie geht gleich ihnen in äußerem Schein auf.[1] Auch aus der Geschichte werden sie mannigfachen Nutzen ziehen. Aus dem das praktische Leben betreffenden Teil der Philosophie mögen sie die Kapitel wählen, welche sie über unsere Stimmungen und Verhältnisse aufklären, damit sie sich vor unserm Treubruch schützen, die Kühnheit ihrer eigenen Gelüste zügeln, ihre Freiheit wahren, die Vergnügen des Lebens verlängern können und die Unbeständigkeit eines Liebhabers, das rauhe Wesen eines Gatten und die Runzeln, welche die Last der Jahre mit sich bringt, und ähnliches mit Geduld zu tragen wissen. Das ist der höchste Anteil, den ich ihnen an den Wissenschaften zugestehen möchte.[2]

---

[1] Diese Ansicht von der Dichtkunst ist eine sehr beschränkte, die alles, was sie Bleibendes geschaffen hat, ausschließt.

[2] So richtig die Ansicht ist, daß Mädchen nicht zu gelehrten Frauen erzogen werden sollen, so unrichtig ist es andererseits, sie vom Studium und geistiger Bildung ganz fern halten zu wollen. Die Anlagen, die ihnen Gott geschenkt hat, müssen nach Kräften gefördert werden, und sie werden, selbst wenn ihre spätere Wirksamkeit auf den häuslichen Kreis beschränkt bleibt, meistens ausreichende Gelegenheit finden, ihre Bildung fruchtbringend zu verwerten.

XVII.

Über den Nutzen der Erörterung.[1]

Die fruchtbringendste und naturgemäßeste Schulung unseres Geistes ist meiner Ansicht nach die Erörterung. Und ihre Verwendung finde ich angenehmer als irgend einen andern derartigen Vorgang in unserem Leben. Das ist auch der Grund, warum ich, sähe ich mich vor die Wahl gestellt, lieber das Gesicht verlieren möchte, als das Gehör und die Redegabe. Die Athener und auch die Römer hielten diese Übung an ihren hohen Schulen sehr in Ehren. Zu unserer Zeit sind bei den Italienern noch Spuren davon vorhanden, was ihnen einen bedeutenden Vorteil gewährt, wie man aus einem Vergleich ihrer Bildung mit der unsrigen deutlich ersieht. Das Studium der Bücher ist eine ermattende und so schwache Thätigkeit, daß man dabei nicht warm wird, wohingegen eine erörternde Besprechung zugleich belehrend und anregend wirkt. Wenn ich mit einem geistvollen Manne, der zugleich ein tüchtiger Dialektiker ist, einen solchen Kampf führe, dann setzt er mir von allen Seiten scharf zu, er stachelt mich von rechts und links, aber sein lebhafter Geist stachelt auch den meinen. Eifersucht, Ruhmbegierde und der Trieb, es ihm gleich zu thun, spornen mich, so daß ich mich selbst übertreffe, während der harmonische Einklang bei solch einer Erörterung nur langweilig wäre. Aber wie einerseits unser Geist durch die Berührung mit geistvollen und gebildeten Männern erstarkt, so ist andererseits kaum zu sagen, wie sehr er verliert und entartet, wenn wir ständig in Beziehungen und Verkehr stehen mit Leuten von gewöhnlichem und krankhaft entartetem Geiste. Nichts ist so ansteckend wie eben das; darüber weiß ich aus Erfahrung ein Wörtchen zu reden. Im übrigen liebe ich solch eine Erörterung und solch eine Diskussion nur im Kreise einiger weniger und um meiner selbst willen. Denn großen Leuten als Schauspiel zu dienen und um die Wette seinen Geist und sein Mundwerk bewundern zu lassen,[2] steht, meine ich, einem Manne, der auf seine Ehre

[1] Buch III. Kap. 8, betitelt De l'Art de conferer. Louandre, Band IV. S. 10.

[2] Damit weist Montaigne auf die dialektischen Übungen und Schaustellungen, die Disputationen, hin, welche die Scholastik ausbildete und

etwas giebt, schlecht an. . . . Widerspruch gegen meine Ansichten verletzt oder stößt mich keineswegs, er spornt und stachelt mich nur. Im allgemeinen will man sich nicht verbessert sehen, und doch sollte man eine Verbesserung geradezu aufsuchen, wenn sie in der Form einer Besprechung und nicht in schulmeisterlicher Zurechtweisung geschieht. Man sieht eben, wenn man irgend welchen Widerspruch erfährt, nicht zu, ob er berechtigt ist, sondern wie man sich, ob mit Recht oder Unrecht, seiner entledigt. Anstatt die Arme verlangend danach auszustrecken, streckt man ihm die Krallen entgegen.

XVIII.

Falsche und wahre Gelehrsamkeit.[1]

Wer sollte nicht der Gelehrsamkeit zu mißtrauen beginnen und nicht zweifeln, ob er aus ihr dauernden Nutzen für sein Leben ziehen kann, wenn er den Gebrauch, den man heutzutage davon macht, ansieht? Nihil sanantibus litteris.[2] Wer hat durch das Studium der Logik Verstand gewonnen? Wie steht es mit all ihren schönen Verheißungen? Nec ad melius vivendum nec ad commodius disserendum.[3] Hört man unsinnigeres Gewäsch von Fischweibern, als auf öffentlichen Disputationen von Leuten, die sie zum Beruf erkoren haben? Lieber sollte mein Sohn in den Kneipen reden lernen, als in diesen Rednerschulen. Man rede nur einmal mit einem Meister der freien Künste. Warum bringt er uns die Vorzüge seiner Kunst nicht zum Bewußtsein, warum versetzt er die Frauen und uns arme unwissende Menschen nicht in Entzücken durch die strenge Folgerichtigkeit seiner Gründe und ihre schöne Ordnung? Warum lenkt und überredet er uns nicht ganz nach seinem Belieben? Warum mischt ein Mann, der doch in Bezug

---

der Humanismus als Hauptmittel oder Erweis geistiger Bildung beibehielt. Sie waren zu seiner Zeit zu spitzfindigen Tüfteleien und Wortklaubereien herabgesunken, welche für wahre geistige Bildung nahezu wertlos waren.

[1] Aus demselben Kapitel. Louandre, Band IV. S. 18 u. ff.

[2] „Jener Gelehrsamkeit, die von nichts heilt." 59. Brief Senekas.

[3] „Sie lehrt weder besser leben, noch richtiger disputieren." Cicero, De Finibus I. 19.

auf seinen Stoff und dessen Behandlung so viele Vorteile hat, unbesonnene und wütende Schimpfworte in seine wissenschaftliche Fehde? Wenn er sein Barett und seinen Mantel und sein Latein beiseite ließe und uns das Ohr nicht immer mit unverdauten aristotelischen Phrasen füllte, dann wäre er nichts weiter wie unsereins, ja, stände wohl noch tiefer. Wenn sie mit ihrem unverständlichen Kauderwelsch auf uns einstürmen, so meint man fast Taschenspieler vor sich zu haben. Ihre Kunstfertigkeit mag auf unser Auge wirken, unsere Ansichten werden nicht dadurch erschüttert. Abgesehen von ihren Taschenspielerkünsten verstehen sie nichts, das nicht niedrig und gemein wäre. Gelehrter mögen sie sein, aber auch um so verkehrter. Ich liebe und schätze wahre Gelehrsamkeit ebenso hoch, wie ihre Inhaber es nur zu thun vermögen. Verwendet man sie recht, so ist sie der edelste und beste Besitz der Menschen. Aber bei denen (die Zahl dieser Leute ist unendlich groß), welche fast einzig durch sie Wert und Gehalt zu haben vermeinen, welche ihre Bildung ihrem Gedächtnisse gleichsetzen, — sub aliena umbra latentes,[1] — und bei denen alles nur Bücherwissen ist, hasse ich die Gelehrsamkeit, wenn ich so sagen darf, noch mehr als die Dummheit. In meinem Vaterlande und in meiner Zeit nützt das Wissen dem Beutel sehr, bessert aber den Menschen nicht. Findet es dieselben schlaff, so beschwert und erstickt es dieselben bloß, weil es eine rohe unverdauliche Masse ist. Findet es sie pfiffig, dann wirkt es so reinigend, klärend und verfeinernd, daß völlige Erschöpfung eintritt. Es ist also beinahe gleichgültig, wie sie beschaffen sind. Für geistig gesunde Menschen ist die Gelehrsamkeit eine nützliche Zugabe, für andere schädlich und verderblich, oder sie ist vielmehr eine Sache von unschätzbarem Werte, die zu niedrigem Preise nicht zu erlangen ist. In der einen Hand wird sie zu einem Scepter, in der anderen zur Narrenkappe.

---

[1] „und sich unter fremdem Schatten verbergen." 33. Brief des Seneka.

XIX.

Die Lehrweise des Sokrates. Die Zügelung des Wissensdurstes.[1]

Wahrhaft bewunderungswert ist es, daß Sokrates die einfachen Vorstellungen eines Kindes so zu ordnen verstand, daß er, ohne sie umzugestalten, aus ihnen die schönsten Gedanken gewann, deren unser Geist fähig ist. Er fordert von ihm nicht, daß er erhaben und reich sei, sondern nur, daß er gesund sei, freilich aber von einer frischen und munteren Gesundheit. Mit solch allgemeinen und natürlichen Triebfedern, mit solch gewöhnlichen und allgemeinen Vorstellungen schuf er aus ihnen ohne Mühe und Anstrengung nicht nur die solidesten, sondern auch die erhabensten und kraftvollsten Menschen im Denken, wie im sittlichen Handeln. Er führte die menschliche Weisheit aus dem Himmel, wo sie ihre Zeit unnütz verbrachte, zum Menschen zurück, bei dem sie nun ihre angebrachteste und arbeitsreichste Stätte hat. Seht ihn sich vor seinen Richtern verteidigen; seht, mit welchen Gründen er seinen Mut für die Wechselfälle des Krieges stählt; welche Gründe ihn stärken in der geduldigen Ertragung der Verleumdung, der Tyrannei, des Todes und des unverträglichen Sinnes seiner Frau, und ihr werdet sagen, daß er nichts von alledem der Kunst und den Wissenschaften entlehnt hat. Die einfachsten Leute sehen ein, daß alles auch im Bereich ihrer Verstandesgaben und ihrer Kraft läge. Man kann sich füglich nicht volkstümlicher und gemeinverständlicher geben. Aber dadurch, daß er zeigt, wie viel die menschliche Natur aus sich selbst vermag, hat er derselben einen bedeutsamen Dienst geleistet.

Ein jeder von uns ist eben reicher, wie er selbst glaubt, aber man erzieht uns dazu, bei anderen leihen und betteln zu gehen, und leitet uns an, sie mehr auszunutzen als die eigene Kraft. In keiner Hinsicht versteht es der Mensch, in den Grenzen seines Bedürfnisses zu bleiben. Sowohl was die Sinnenlust und den Reichtum, als auch was Macht anbetrifft, hascht er nach mehr, als er wirklich zu genießen vermag; sein

[1] Buch III. Kap. 12, betitelt: »De la Physionomie.« Louandre, Band IV. S. 203.

Streben ist der Mäßigung unfähig. Mit dem Wissensdurst steht es, meiner Meinung nach, ebenso. Er teilt sich weit mehr zu, als er bewältigen und verwenden kann, und meint, der Nutzen des Wissens höre erst auf, wo sein Stoff aufhört, ut omnium rerum, sic litterarum quoque intemperantia laboramus.[1] Tacitus lobt es mit Recht an der Mutter des Agricola, daß sie dem zu heißen Wissensdurst ihres Sohnes Zügel anlegte.[2]

Das Wissen ist, bei Lichte betrachtet, ein Gut, das gleich den anderen Gütern der Menschen einen starken Beigeschmack von eigener und natürlicher Eitelkeit und Schwäche hat und teuer zu stehen kommt. Sein Erwerb ist weit gefährlicher als der fester oder flüssiger Nahrung. Denn was wir davon gekauft haben, das bringen wir nach Hause und vertrauen es irgend einem Gefäße an und dort können wir zu jeder Stunde seinen Wert dadurch erproben, daß wir davon nehmen. Das Wissen können wir aber gleich von vornherein keinem andern Gefäße als unserm Geiste anvertrauen, und mit seinem Ankauf verschlucken wir es auch schon, und so sind wir, ist der Handel abgeschlossen, von dem Erworbenen entweder schon angesteckt oder gebessert. Manches davon füllt und überlädt uns nur den Magen, anstatt uns Nahrung zu bieten, und anderes verpestet uns, das uns Heilung zu gewähren verspricht. Es hat mir Vergnügen gemacht, wenn ich hier und dort Leute aus Frömmigkeit das Gelübde der Unwissenheit ablegen sah, wie andere Keuschheit, Armut und Buße geloben. Es heißt auch unsere ungeregelte Lust zügeln, wenn wir die Begierde, die uns zum Studium der Bücher treibt, abtöten, und der Seele jenes lusterfüllte Verlangen benehmen, das uns unter dem Namen der Wissenschaft kitzelt. Und es heißt das Gelübde der Armut in besonderer Weise ablegen, wenn man das geistiger Armut noch hinzufügt. Wir brauchen der Gelehrsamkeit kaum, um zufrieden zu leben. Sokrates eben zeigt uns, daß sie schon in uns wohnt, und macht uns mit der Art und Weise bekannt, sie bei uns ausfindig zu machen und dann zu verwerten. All

[1] „Das Studium der Wissenschaft treiben wir mit derselben Unersättlichkeit wie alles übrige." 106. Brief des Seneka.

[2] In der Lebensbeschreibung des Agricola. Kap. 4.

unser Wissen und Können, das über die natürlichen Anlagen hinausreicht, ist nahezu nichtig und überflüssig. Es ist schon viel, wenn es uns nicht noch mehr überladet und beunruhigt, als es uns nützt. »Paucis opus est litteris ad bonam mentem.«[1]

XX.

Montaignes eigene Erziehung.[2]

Hätte ich Knaben, so möchte ich ihnen mein Schicksal wünschen. Der gute Vater, den Gott mir gab, der von mir nichts weiter als Dankbarkeit, die freilich recht herzlich ist, für seine Güte erntete, schickte mich, da ich noch in der Wiege lag, in ein armes Dorf, das ihm gehörte, damit ich dort groß gezogen würde. Solange ich im Säuglingsalter stand und noch darüber hinaus blieb ich dort und gewöhnte mich so an die einfachste und gewöhnlichste Lebensweise: magna pars libertatis est bene moratus venter.[3] Übernehmet nie selbst und überlaßt noch weniger Euren Frauen die Sorge um die Pflege der Kinder. Laßt sie aufs Geratewohl nach den natürlichen, unter dem Volke noch verbreiteten Gesetzen aufwachsen, und es wird die Gewohnheit sie zur Mäßigkeit und Abhärtung erziehen. Besser ist es, sie kennen harte Lebensverhältnisse, als daß sie sich zu solcher Kenntnis noch hinaufringen müssen. Mein Vater hatte mit dieser Erziehungsweise noch ein anderes Ziel im Auge, nämlich mich mit dem Volke in Verbindung zu bringen und mit jenen Klassen der Menschheit, die unserer Hülfe bedürfen. Er hielt eben dafür, daß ich mich weit mehr zu dem hingezogen fühlen müßte, welcher mir die Arme entgegenstreckte, als zu dem, welcher mir den Rücken drehte. Wohl aus dem gleichen Grunde gab er mir Leute zu Paten, deren Lebensverhältnisse äußerst gewöhnliche waren, um mich an sie zu knüpfen und zu fesseln. Sein Plan ist nicht so ganz mißlungen, denn für die kleinen Leute habe ich stets eine thätige Teilnahme empfunden.

---

[1] „Zu einer guten geistigen Verfassung ist wenig Gelehrsamkeit nötig.“ 106. Brief Senekas.

[2] Buch III. Kap. 13. Louandre S. 309. (Vgl. auch S. 83 u. ff.)

[3] „Ein großer Teil unserer Freiheit besteht darin, daß unser Magen an alles gewöhnt ist.“ 123. Brief Senekas.

Anhang.

Verschiedene Gedanken über Pädagogik.[1]

1.

Die Spiele der Kinder sind kein Spiel. Bei ihnen muß man sie so beurteilen, als handelte es sich um ihr ernstestes Thun und Handeln.

(Aus dem 22. Kapitel des 1. Buches der Essais.)

2.

Wie die Pflanzen infolge zu großer Feuchtigkeit ersticken und Lampen an übermäßigem Öl ausgehen, so verkümmert der Geist, wenn er ein zu vielfaches Studium betreibt.

(24. Kapitel des 1. Buches.)

3.

Die Pedanten haben ja meistens das Gedächtnis ganz voll gepfropft, aber ihr Verstand ist dabei leer ausgegangen.

(24. Kapitel des 1. Buches.)

4.

Es genügt nicht, daß unsere Erziehung uns nicht verdirbt: sie muß uns besser machen. (25. Kapitel des 1. Buches.)

5.

Es giebt keinen so armseligen und tiefstehenden Menschen, bei dem man nicht irgend eine besondere Anlage durchleuchten sähe; keine so völlig tote Seele, daß sie nicht irgendwo zum Durchbruch käme. Und wie es möglich ist, daß ein Mensch,

[1] Einzelne Aussprüche habe ich, ganz oder teilweise, mit aufgenommen, trotzdem sie früher schon vorkommen, da sie so besser hervortreten. Auf ihre von der früheren etwas abweichende Form sei auch hingewiesen. Man kann eben einen fremdsprachlichen Satz auf verschiedene Weise verdeutschen.

der für alles andere blind und abgestorben zu sein scheint, bei irgend einem besonderen Punkte lebhaft, klar und aufgeweckt wird, darüber muß man sich bei den Lehrern befragen. Aber ein gut beanlagter Geist ist ein solcher, den alles anzieht, der für alles zugänglich und aufnahmefähig ist. Hat er auch nicht alles erlernt, so könnte er es doch erlernen.

(17. Kapitel des 2. Buches.)

6.

Ein gutes Gedächtnis ist ein Werkzeug von wunderbarem Nutzen. Ohne dasselbe kann der Verstand nur schwer seines Amtes walten. (Aus demselben Kapitel.)

7.

Unsere Erziehung hat den Endzweck, nicht uns gut und weise, sondern gelehrt zu machen, und das ist ihr gelungen. Sie hat uns nicht gelehrt, der Tugend und der Klugheit zu folgen und sie ganz uns zu eigen zu machen, sondern sie hat uns nur ihre Ableitung und Etymologie eingeprägt. Wir können zwar das Wort „Tugend" deklinieren, aber Liebe zu ihr haben wir nicht. Was Klugheit sei, das wissen wir im Leben und aus Erfahrung nicht, aber auswendig wissen wir viel Kauderwelsch darüber zu reden.

(17. Kapitel des 2. Buches.)

8.

Eine gute Erziehung hebt sowohl die geistige Bildung als auch unsere Sitten. So erging es dem Polemon, einem jungen Griechen von ausschweifendem Lebenswandel. Einst wohnte er zufällig dem Unterrichte des Xenokrates bei und wurde dabei nicht nur angezogen von der Beredsamkeit und Geistesfülle des Redners und brachte dabei nicht allein ein schönes Wissen heim, sondern eine bessere und dauerndere Frucht: er wurde plötzlich wie umgewandelt und besserte sein früheres Leben.

(Ebendaselbst.)

9.

Wenn denn einmal studiert werden soll, so wollen wir wenigstens Bücher studieren, bei denen etwas für unsere Lebensführung herausspringt. (29. Kapitel des 2. Buches.)

10.

Angeborene Neigungen fördern sich gegenseitig und wachsen oft durch die Erziehung; nur selten wandelt oder überwindet man sie. Bei tausend Naturen habe ich es erlebt, daß sie tugend- oder lasterhaft geworden sind trotz einer ihren Neigungen entgegengesetzten Erziehung. Solche anhaftende Eigenschaften rottet man schwer aus, man verdeckt und verdirbt sie meist nur.

(2. Kapitel des 3. Buches.)

11.

Bücher haben mir nicht so sehr zur Belehrung als zur Übung gedient. (3. Kapitel des 3. Buches.)

12.

Die hervorragendsten Menschen sind die, welche in höherem Grade Mannigfaltigkeit und Geschmeidigkeit besitzen.

(3. Kapitel des 3. Buches.)

13.

Die meisten Menschen bedürfen eines ihnen fremden Stoffes, um Geschmeidigkeit und Geschick zu erlangen. (Ebendaselbst.)

14.

Wer hat denn je durch das Studium der Logik Verstand erlangt? Wo bleiben denn all die schönen Versprechungen? Reden denn je Marktweiber einen solchen Unsinn zusammen, wie man ihn bei den öffentlichen Disputationen der Leute hört, die darin ausgebildet worden sind?

(8. Kapitel des 3. Buches.)

15.

Wenn das Wissen zur Speise abgestumpfter Leute wird, dann ist es eine schwere, unverdauliche Masse, die sie nur belästigt und ihnen den Atem benimmt. Wenn es aber zu zart besaiteten kommt, dann reinigt und klärt es sie, ja macht sie so fein, daß sie nur noch einem Hauch gleichen.

(Ebendaselbst.)

Inhalt.

Seite

Einleitung. Montaignes Familie; sein Leben 3
„ „ Essais 18
„ „ Stellung in der Pädagogik 22

Über die Erziehung der Kinder. Aus den Essais — Kapitel 25.

I. An Frau Diana von Foix, Gräfin von Gurson. Vorbemerkungen 30
II. Widmung an die Frau Gräfin von Foix 36
III. Schwierigkeit der Erziehung 36
IV. Von der Wahl eines Hauslehrers 38
V. Kritik des rein gedächtnismäßigen Verfahrens 39
VI. Die Ausbildung der Urteilskraft 41
VII. Die Erziehung muß einen sittlichen Einfluß haben . . 43
VIII. Die Nützlichkeit des Reisens und das Studium fremder Sprachen 44
IX. Die körperliche Erziehung 45
X. Wie soll man aus dem Verkehr mit den Menschen Nutzen ziehen 47
XI. Pflichten gegen den Fürsten 49
XII. Man muß den Mut haben, seine Irrtümer einzugestehen 49
XIII. Die Beobachtung der Dinge 50
XIV. Wie man die Alten studieren soll 51
XV. Vom Verkehr mit den Lenten und dem Studium der Menschen 53
XVI. Vom Studium der Moral 56
XVII. Andere Studien 58
XVIII. Das Studium der Philosophie ist auch für Knaben möglich 59
XIX. Charakter der wahren Philosophie 60
XX. Man muß Liebe zur Tugend einflößen 62
XXI. Philosophie soll frühzeitig betrieben werden 65

		Seite
XXII.	Übermaß beim Studium ist zu vermeiden	66
XXIII.	Die Philosophie spielt in alles herüber	67
XXIV.	Kritik des Verfahrens in den Gymnasien	69
XXV.	Notwendigkeit, den Körper abzuhärten	71
XXVI.	Die Erziehung soll zur Thätigkeit anleiten	73
XXVII.	Die Erziehung soll eine allgemeine Bildung, nicht Fachbildung vermitteln	75
XXVIII.	Rhetorische Regeln sind unzulänglich	76
XXIX.	Von der Dichtkunst	78
XXX.	Kritik der Regeln der Logik	79
XXXI.	Bemerkungen betreffs des Stils	81
XXXII.	Wie Montaigne Lateinisch lernte	83
XXXIII.	Die persönliche Erziehung Montaignes	85
XXXIV.	Was Montaigne zuerst las	87

Ausgewählte Abschnitte aus verschiedenen Kapiteln der Essais.

I.	Über die Pedanterie	92
II.	Vor allem ist der Verstand auszubilden	96
III.	Das Studierte muß unser geistiges Eigentum werden	98
IV.	Die Erziehung bei den Persern nach Xenophon und Plato	104
V.	Die Erziehung bei den Athenern und Spartanern	106
VI.	Wie wichtig es ist, die ersten Neigungen der Kinder zu regeln	108
VII.	Die Lüge, ein abscheuliches Laster	109
VIII.	Vom Müßiggang	111
IX.	Von der Liebe der Eltern zu ihren Kindern	111
X.	Die Erziehung zur Tugend	123
XI.	Man soll den Kranken nicht nachäffen	124
XII.	Vom Zorn	125
XIII.	Die Reue folgt dem Bösen, dem Guten die Befriedigung	127
XIV.	Über den Wert sinnenden Betrachtens	128
XV.	Nutzen des Lesens	129
XVI.	Von gelehrten Frauen	130
XVII.	Über den Nutzen der Erörterung	133
XVIII.	Falsche und wahre Gelehrsamkeit	134
XIX.	Die Lehrweise des Sokrates. Die Zügelung des Wissensdurstes	136
XX.	Montaignes eigene Erziehung	138
	Anhang. Verschiedene Gedanken über Pädagogik	139

Ansehend – regard local
Lebensstellung = Social position
Verschaffen = acquired
ursprünglicher = original
Adelsglauben = aristocracy

Educ 95.5 vol.17
Montaigne, Uber die erziehung der
Widener Library 003531234
3 2044 079 655 403